

Samenkörner

Neue Folge

Fünftehnter Jahrgang



Elberfeld
Verlag von R. Brockhaus
1921



Druck: Albert Kastenrath, Elberfeld, Nos 1-5.

Inhalts-Verzeichnis.

	Seite
Wasser des Lebens	1
Komm, Herr Jesus!	7
Eine fruchtlose Pfändung, über die sich die Engel Gottes im Himmel freuten	17
Die Geschichte von zwei gestohlenen Bibeln	22
„Weißer als Schnee, Vater!“	32
Der „Mann der Schmerzen“	35
Ich bin der Herr, dein Arzt	39
„Wisset, daß eure Sünde euch finden wird“	40
Wang	43
Trügerische Lichter	54
Wo ist der Gott des Gerichts?	57
Die Tür	61
Unter Gottes Geleit.	64
Zum Tode verurteilt und doch glücklich	73
„Kette dich um deines Lebens willen!“	78
„Fürchte dich nicht. Glaube nur!“	81
Die Geschichte meines Vaters	85
„Schlecht, schlecht! spricht der Käufer . . .“	94
„Dein Wille geschehe!“	97
Ein Beispiel göttlicher Gnade	101
Splitter und Balken	104
Ohne Gott	106
Auch ein verlorener Sohn	117
Von den Zufluchtsstädten	120
Gerettet aus dem Rachen des Löwen	124
„Nicht jeder, der zu mir sagt: Herr, Herr! . . .“	126
Die Geschichte einer Bäuerin	127
Der Brief des Schiffskapitäns	133

	Seite
Fürbitte	136
„Güte Gottes“	139
Das kleine Mädchen von Madagaskar	145
„Seid dankbar!“ (Gedicht)	147
„Gott ist gütig!“	148
Die Mohammedanerin	158
Gefährliche Sorglosigkeit	160
Leben und Tod	165
„Liebe deinen Nächsten wie dich selbst.“	167
Liebe (Gedicht)	168
Aus dem Tagebuch einer Krankenschwester	169
Diofletian	175
„Wo bist du?“ I.	179
„Wo bist du?“ II	203
Nerva	182
Der Gott des Elia	188
Besser, lahm in das Leben einzugehen, als mit zwei Füßen in die Hölle geworfen zu werden.	190
Die Vogelflinte	195
Ein denkwürdiger Sonntag-Nachmittag	198
Wie der Herr Jesus Marthas Gebet erhörte	207
Die Liebe Gottes	210
Was ein Traktat vermag	211
„Sammelt euch Schätze im Himmel!“	226
Hast du gewählt?	229
Vom Koran zur Bibel	232
Ein Krankenbesuch	237
Das schönste Grabmal der Welt	241
Der Einbrecher	244
Auf der Suche nach Wahrheit	247
„Lut wohl denen, die euch hassen.“	250
Die Weisen aus dem Morgenlande (Gedicht)	252



Wasser des Lebens.



„**L**e! ihr Durstigen alle, kommet zu den Wassern; und die ihr kein Geld habt, kommet, kauft ein und esset! ja, kommet, kauft ohne Geld und ohne Kaufpreis Wein und Milch!“

So rief schon vor Tausenden von Jahren Jesaja, der große Evangelist des Alten Testaments, den Armen und Dürstenden seines Volkes zu. Er konnte und durste so reden, denn Jehova, sein Gott, hatte es ihn geheißt.

Mehr als siebenhundert Jahre nach dieser feierlichen Aufforderung wandelte Jehova, der Gott des Propheten, selbst als Mensch auf dieser Erde. Verachtet und verspottet von dem größten Teil Seines Volkes, zog Jesus durch das Land der Juden, predigend, helfend und heilend. Als Er einmal, verfolgt von dem Neid und Haß der Pharisäer, von Judäa nach Galiläa wanderte, traf Er zur Mittagszeit am Brunnen zu Sichar, als Er sich, ermüdet von der Reise, ausruhend auf den harten Brunnenrand gesetzt hatte, ein einsames

Weib, das zu dieser ungewöhnlichen Stunde kam, um Wasser zu schöpfen. Durstig wie Er war, bat Er die Samariterin um einen Trunk, und als diese ihrer Verwunderung darüber Ausdruck gab, daß ein Jude von ihr, der Samariterin, solches begehre, sprach Er das wunderbare Wort: „Wenn du die Gabe Gottes könntest und wer es ist, der zu dir spricht: Gib mir zu trinken, so würdest du Ihn gebeten haben, und Er hätte dir lebendiges Wasser gegeben“.

So bot Gottes Sohn dem armen samaritischen Weibe, das als eine schlechte Person in der Stadt bekannt war, lebendiges Wasser dar, ein Wasser, das den, der davon trinkt, „nicht dürsten läßt in Ewigkeit“. (Joh. 4, 14.)

Als letztes Buch der Bibel kennen wir die „Offenbarung Jesu Christi, welche Gott Ihm gab, um Seinen Anechten zu zeigen was bald geschehen muß“. Johannes, der Jünger Jesu und Verfasser des nach ihm benannten Evangeliums, war dazu ausersehen, dieses Buch der Gerichte Gottes und der Herrlichkeit Jesu Christi, mit der Er einst vor aller Augen erscheinen wird, zu schreiben. In mannigfachen Gesichtern wurde ihm die Entwicklung der Dinge gezeigt, wie sie heute teils schon geschehen, teils noch zukünftig ist. Im letzten Kapitel dieses merkwürdigen Buches nun hören wir wiederum die Stimme Dessen, der einst den großen Propheten an Sein Volk sandte und später selbst jene kostbaren Worte zu dem sündigen Weibe von Sichar sprach. Bei dieser letzten Gelegenheit wendet Er sich an alle Menschen ohne Ausnahme. Und da heißt es: „Wen da dürstet, der komme; wer

da will, nehme das Wasser des Lebens umsonst!"

Wie erquickend und belebend frisches Wasser für den Menschen ist, weiß jeder, der einmal wirklich durstig war. Es ist geradezu eine Lebensnotwendigkeit.

Vor einer Reihe von Jahren, zu heißer Sommerzeit, fand einmal eine Zusammenkunft von Gläubigen zu gemeinsamer Wortbetrachtung und Erbauung unter freiem Himmel statt. Man war teilweise von weither gekommen. Speuvorräte hatten die Leute reichlich mitgebracht, aber keiner hatte an Wasser gedacht, und weit und breit war auch keines zu finden. Da es sehr warm war, stellte sich bald quälender Durst ein. Vor allem hatte der Großvater des Erzählers, der bei der Gelegenheit viel hatte reden müssen, unter starkem Durst zu leiden. Nach stundenlangem Zusammensein trennte man sich. Der Heimweg war für meinen Großvater weit und führte über einen hohen, kahlen Berg. Die Sonne brannte, der Schweiß rann, der Durst wurde immer unerträglicher. Aber kein Tropfen Wasser weit und breit! Der einsame Wanderer schrie zum Herrn um Hilfe. Und siehe da, in der höchsten Not, als er völlig erschöpft zu Boden sank, lenkte Gott sein Auge auf eine winzige Wasserlache in einer Bodensenkung. Das Wasser war warm, aber rein, und genügte, um den brennendsten Durst zu stillen. Wie dankte er Gott für diese wunderbare Erhörung seines Gebets! Aber er war noch nicht weit gegangen, als der Durst mit verstärkter Gewalt zurückkehrte. Doch noch zweimal erlebte er auf dem schweren Gange das Gleiche. Jedesmal, wenn seine

Kraft vor Durst erlahmte und die Beine ihm den Dienst versagten, ließ Gott ihn gerade so viel Wasser finden, wie er bedurfte. Nachdem er zum dritten Mal getrunken hatte, lehrte der Durst nicht wieder.

Wer hatte in jenem trocknen Sommer, auf abgeholztem Berghang, die kleinen Wasserbehälter angelegt und erhalten? Der himmlische Vater, ohne dessen Willen nicht ein Sperling zur Erde fällt. Mein Großvater aber lernte an diesem Tage so recht den Wert eines frischen Trunkes Wasser schätzen.

Ich glaube, die Leute auf unserem Bilde wissen in dieser Hinsicht auch ein Wörtchen mitzureden.

Es sind Bewohner des Städtchens Ibiza, auf der gleichnamigen Insel gelegen, die zu der Gruppe der spanischen Balearen gehört. Die ganze Insel ist fruchtbar, ein reich gesegneter Landstrich; denn die Wasserverhältnisse, von denen in den heißen Ländern alles abhängt, sind günstig. Nur das Städtchen Ibiza selbst hat, weil es auf einem hohen Kalksteinfelsen liegt, kein Wasser. In großen Krügen muß es aus der wasserreichen Ebene in die Stadt hinaufgebracht werden. Daß die dazu erforderliche Arbeitsleistung nicht gering ist, zeigen die vielen Wasserträger auf unserem Bilde.

„He! ihr Durstigen alle, kommet zu den Wassern!“ und: „Wen da dürstet, der komme; wer da will, nehme das Wasser des Lebens umsonst!“

So möchten auch heute, zu Anfang eines neuen Jahres, die „Samenkörner“ allen ihren Lesern zurufen, deren Durst nach dem Wasser des Lebens noch nicht gestillt ist. Sie haben es schon



oft getan und tun es immer wieder. Wir wissen wohl, daß die anspruchslosen Erzählungen, welche sie bringen, sonst nicht viel Nennenswertes zu bieten haben, aber dieses Eine ist von unschätzbarem Werte. So nötig wie frisches Wasser für dieses Leben, so nötig ist das Wasser des Lebens für das ewige!

Aber das Angebot wird dem Durstigen gemacht. Doch du hast vielleicht noch keinen Durst nach diesem Gut, kein Verlangen nach den ewigen Dingen. O dann bitte Gott, daß Er es in dir wecke! Jenes Weib am Jakobsbrunnen hatte auch anfänglich diesen Durst nicht, oder doch nur unbewußt. Aber dann legte der göttliche Lehrer Seine Finger auf die eiternde Beule ihres Lebens, Er berührte ihr Gewissen. Und siehe da, mit einemale erwachte ihr Durst heftig. Sie erkannte, daß sie der Vergebung bedürfe, daß sie einen Heiland nötig habe, und nicht lange dauerte es, da trank sie in vollen Zügen von dem Wasser des Lebens, und in dem überströmenden Gefühl der Gnade, die ihr widerfahren war, lief sie, die Gemiedene und Gezeichnete, in die Stadt und wurde den anderen zur Evangelistin.

Auch dein Gewissen muß erwachen, teurer Leser. Du mußt erkennen, daß das Wort Gottes wahr redet, wenn es von dir bezeugt: „Nichts Gutes in ihm. Untauglich. Eine trügerische, giftige Zunge. Gottlos und sündig.“ (Lies Röm. 3, 10—23.) Bist du einmal so weit gekommen, so stellt sich der Durst nach dem Wasser des Lebens von selbst ein. Dann erwacht das Verlangen nach einem hilfsbereiten Heiland, und deine Seele hungert nach unvergänglichem Brot und dürstet nach lebendigem Wasser. Und wenn du dann sagen solltest —

der Unglaube des menschlichen Herzens ist ja unerschöpflich in seinen Einwürfen —: „Ich habe jetzt wohl Durst, aber ich weiß nicht, ob es der richtige, dem Herrn genügende Durst ist“, dann höre den Zusatz: „wer da will, nehme das Wasser des Lebens umsonst!“

Lieber unbelehrter Freund! Möchte dir das neue Jahr ein Jahr des Lebens werden! Möchtest du die Gnade schmecken lernen, die aus der kostbaren Person Jesu hervorströmt, und fähig werden, Gott zu erkennen und den Vater in Gnade und Wahrheit anzubeten! O wäge nicht länger Geld dar für das was nicht Brot ist, und deinen Erwerb für das was nicht sättigt! Höre auf Gott, is das Gute, und deine Seele labe sich an Fettem! Neige dein Ohr! Eile zu Jesu, der auch für dich am Kreuze litt und starb! „Höre, und deine Seele wird leben!“ (Vergl. Jes. 55, 2. 3.)

Komm, Herr Jesus!

Es war ein schöner, sonniger Maiensonntag. Die Blumen blühten, und die Vögel sangen. Auf der Havel bei Potsdam schwammen die stillen, weißen Schwäne. Da war fast kein Haus, in das die liebe Sonne nicht hineingeschienen hätte. Ihre Strahlen fielen selbst in das schmutzig und verfallen aussehende Häuslein, das auf dem düsteren Hof einer ehemaligen Kaserne stand. In diesem Häuschen wohnten die Eltern der kleinen Julie

Becker, die seit kurzem die Sonntagschule besuchte. Eine finstere Treppe führte zu dem armseligen Dachstübchen hinauf, in welchem die Beckers hausten. Hierhin drang kein Sonnenstrahl, und wenn nicht widerwärtiges Schreien und Schelten dem Suchenden den Weg gewiesen hätte, man hätte ihn nicht gefunden. Draußen mochte es noch so schön sein, drinnen bei Beckers gab es beständig Zanf und Streit.

Auch an diesem schönen Sonntagmorgen schien wieder ein trauriger Auftritt stattgefunden zu haben. Juliens Mutter, eine hagere, abgehärmt aussehende Frau, hatte dickverweinte Augen, und der Vater saß auf seinem Schneidertisch zwischen einem Haufen Lappen und Lappchen und murmelte einen Fluch nach dem anderen zwischen den zornig zusammengebissenen Lippen. Die beiden kleinen Schwestern Juliens lagen noch in ihren schmutzigen Bettchen. Sie schrieten um die Wette. Aber niemand kümmerte sich um sie. In der Stube sah es aus, als gebe es auf der Welt weder Besen noch Wasser zum Reinmachen.

„Bumm-bamm-bumm-bamm!“ fingen da die Glocken der Nikolai-Kirche an zu läuten, und bald fielen alle anderen Glocken ein. Das klang gar schön und friedlich. „Na, das fehlte auch noch gerade!“ brummte der Schneider.

„Also wieder Sonntag!“ murmelte die Frau, die auf einem Schemel hockte und Kartoffeln schälte, deren Schalen sie achtlos auf den Fußboden warf.

Die beiden kleinen Schreier aber wurden plötzlich still und horchten auf das Geläut, das sie

allmählich in Schlummer sang. Es wurde still im Zimmer.

Der Schneider hätte sich die Ohren zuhalten mögen. Was brauchten ihn die Glocken daran zu erinnern, daß es Sonntag war? Für ihn gab es ja längst keinen Sonntag mehr. Ach! einmal war es auch in seinem Leben anders gewesen. Damals, als er noch ein Kind war, da hatte er nicht durch die Glocken daran erinnert zu werden brauchen, daß es Sonntag war. Welch ein freudiges Erwachen hatte es an diesem Tage schon aus dem Grunde gegeben, weil er nicht zur Schule brauchte! Und dann hatte sich seine liebe, gottesfürchtige Mutter mit dem Gesangbuch und der großen, weißen Sonntagshaube zum Kirchgang gerüstet! Ja, das waren wirkliche Sonntage gewesen.

Der arme Schneider warf einen traurigen Blick auf seine so wenig sonntägliche Umgebung und seufzte.

In diesem Augenblick ging die Tür auf, und Julie trat ein.

„Wo hast du dich schon wieder herumgetrieben?“ schalt die Mutter. „Statt deine Schwestern zu verwahren, läufst du auf der Straße herum, unnützes Ding du!“

Das kleine Mädchen sah die erzürnte Mutter stumm und bittend an, und die hellen Tränen rannen ihr aus den Augen.

„Ach, laß das dumme Weinen!“ fuhr die Mutter unwirsch fort. „Mach, daß du an die Arbeit kommst!“

Dabei versetzte sie ihrem Töchterchen einen ziemlich unsanften Puff.

„O Mutter, Mutter!“ schluchzte nun die Kleine, indem sie die Widerstrebende mit den Armen umschlang. „Ich will dir ja alles sagen, liebe, liebe Mutter!“

Die Mutter war mit Liebkosungen nicht verwöhnt. Das flehentliche Bitten ihres Kindes rührte ihr Herz. „Nun?“ fragte sie freundlicher. Da trocknete Julie ihre Tränen und begann zu erzählen. Sie berichtete, sie habe heute, wie auch schon die letzten sechs Sonntage, mit ihrer Freundin Maria die Sonntagschule besucht. „Heute“, fügte sie hinzu, „habe ich aber der Lehrerin versprechen müssen, es euch zu sagen, und sie hat auch gesagt, sie wollte selber diese Woche kommen, um euch zu fragen, ob ich auch nächsten Sonntag gehen darf.“

„Was ist das denn für eine Lehrerin?“ fragte die Mutter neugierig.

„Nun, die Lehrerin in der Sonntagschule“, versetzte Julie. „O du glaubst nicht, Mutter, was für schöne Geschichten sie uns immer erzählt. Nicht wahr, Mutter, du weißt doch auch, wer der Herr Jesus ist?“

Der Vater hatte bis jetzt schweigend zugehört. Bei der letzten Frage seines Kindes aber sprang er auf, zog seinen Rock an, nahm die Mütze, und fort war er. Schallend fiel die Tür hinter ihm ins Schloß.

Julie sah dem Davoneilenden mit großen Augen nach. Die Mutter aber fing an laut zu klagen und zu schelten: „Da geht er nun wieder hin, um den letzten Groschen zu vertrinken. Ach, ich armes Weib, ihr armen Kinder!“ So ging es noch lange fort. Es war ein trauriger Sonntag. Der Vater

kam erst spät nach Hause, und es war fast Mitternacht, als endlich das Schreien und Zanken in der Dachstube aufhörte. Lange konnte Julie nicht einschlafen. Sie mußte an die schöne Sonntagschulstunde denken und an die lieblichen Lieder, die sie dort mitgesungen hatte. Warum mußte es nur bei ihnen daheim so ganz anders sein? Warum gab es da nur Zank und Unfriede? Über diesen Gedanken schlief sie endlich ein.

Als sie am folgenden Morgen aus der Schule kam, begegnete ihr die Sonntagschullehrerin.

„Julchen!“ sagte sie zu ihr. „Ich komme eben von deinen Eltern. Aber dein Vater will nicht haben, daß du ferner in die Sonntagschule gehst.“

Das arme Ding ließ den Kopf hängen und sah sehr traurig aus.

„Ich brauche dir nicht zu sagen“, fuhr die Dame fort, „daß auch mir dieser Bescheid sehr weh getan hat. Aber ich hoffe, du wirst dadurch nicht ärgerlich und verlehrt werden, sondern ein liebes, gehorsames Kind sein. Eine große Freude würdest du mir auch machen, wenn du der Mutter helfen würdest, die Stube etwas reiner und mehr in Ordnung zu halten. Vielleicht könntest du auch versuchen, deinem Vater ein wenig bei der Arbeit zur Hand zu gehen. Wer weiß, ob dadurch nicht sein Sinn geändert würde. Vor allem aber würdest du das Herz des Herrn Jesus dadurch erfreuen. Er ist immer bei dir, sieht dich allezeit und hat dich sehr lieb. Wie fängt doch noch das kleine Tischgebet an, von dem wir sprachen? Weißt du es noch?“

„Gewiß, Fräulein“, versetzte Julie. „Es fängt an: Komm, Herr Jesus!“

„Richtig!“ antwortete die Lehrerin. „Wenn man aber den Herrn Jesus einladet, dann muß man auch dafür sorgen, daß Er sich bei einem wohlfühlt. Unordnung und Schmutz gefallen keinem Gast, auch dem Herrn Jesus nicht. Wenn Er aber sieht, daß Seine Schäflein, zu denen ja auch du gehörst, ordentlich und fleißig sind, dann kommt Er gern. Denke daran! „Beten und arbeiten“, mahnt schon Gottes Wort. Nun leb' wohl, mein liebes Kind! Deiner Mutter habe ich ein Buch für dich gegeben. Vergiß nicht, fleißig darin zu lesen!“

Traurig gab das Kind der freundlichen Dame die Hand und ging dann langsam nach Hause. Hier angekommen, sah sie sich im Zimmer um, und da fiel es ihr zum ersten Mal auf, wie unordentlich und unreinlich es in der Stube aussah. Ihre Lehrerin hatte recht. In diesem Zimmer konnte es keinem Gast gefallen, am wenigsten dem Herrn Jesus. So machte sie sich daran, zunächst die umherliegenden Flicklappen zusammen zu suchen. Die kleinen Stücke sammelte sie für den Lumpensammler in eine Kiste, die größeren Lappen band sie in ein Bündelchen und legte sie auf den Schneidertisch. Die Kartoffelschalen aber nahm sie in die Schürze und trug sie zur Nachbarin, die ein Schwein mästete.

„Das ist brav, Julchen“, lobte diese. „Nun warte auch! Hier hab' ich eine Kleinigkeit für dich.“ Damit holte sie drei rote Äpfel herbei und reichte sie dem Mädchen. Wie lachten da die beiden kleinen Schwestern, als Julie ihren Schatz mit

ihnen teilte! Sogar über das bleiche Gesicht des Vaters stahl sich wieder einmal ein freundliches Lächeln.

In den nächsten Tagen brachte Julie es dahin, daß die Stube ein anderes Aussehen gewann. Stühle, Tisch, Kisten und Kasten wußte sie so zu stellen, daß der Raum bedeutend größer erschien. An der Mutter hatte sie leider so gut wie keine Stütze, aber die freundliche Nachbarin, die die geschäftige Kleine in der Stille mit Wohlgefallen beobachtete, war stets bereit, ihr mit Rat und Tat auszuweichen. Lag sie dann des Abends in ihrem Bett, so überlegte sie, in welcher Weise wohl ihr Gebet Erhörung finden möchte. Leider kam es immer wieder zu Zank und Streit zwischen Vater und Mutter. Das aber gab ihr Veranlassung, mit wachsendem Ernst zum Herrn zu rufen und um Seine Hilfe zu bitten.

So wurde es wieder Sonntag. Am Tage vorher, als Vater und Mutter ausgegangen waren, hatte Julie sich daran gemacht, so gut es ging, die Fenster zu putzen, und so hell wie diesen Tag hatte die liebe Sonne noch nie durch die vorher so trüben Scheiben geschienen. Der Fußboden war blank gescheuert, und die beiden Schwesterchen hatten neue Schürzen vorgebunden, ein Geschenk der Nachbarin.

Bergnügt saßen die Kleinen auf dem Boden. Julie hockte vor ihnen auf einem Schemel und erklärte ihnen die Bilder in dem Buch, das sie von der Sonntagschullehrerin erhalten hatte. Ein Bild aber wußte sie sich selbst nicht zu deuten. Sie ging daher mit dem Buch zum Vater und bat um Auskunft.

Der Vater warf einen gleichgültigen Blick auf das Bild. Aber seine Gesichtszüge veränderten sich rasch. Das Bild stellte den betenden Samuel dar. Das war einst sein Lieblingsbild in der Mutter Bilderbibel gewesen. Wie oft hatte er auch selbst so als Knabe auf den Knien gelegen! Doch fort, fort mit der quälenden Erinnerung, fort mit dem Buche! Schon zuckte seine Hand nach ihm, um es in eine Ecke zu schleudern, als — bumm-bamm-bumm-bamm — die Glocken der Nikolaiirche wieder zu läuten anfangen. Da barg der Schneider sein Gesicht in beide Hände und fing an, bitterlich zu weinen. Der Mutter entsank bei diesem ungewohnten Anblick die Nadel. Mit offenem Munde starrte sie ihren Mann an. So etwas hatte sie noch nicht erlebt. Julie aber brach in Tränen aus.

„Ach, Vater!“ schluchzte sie. „Warum weinst du? Kann ich dir helfen?“

„Laß mich!“ murmelte dieser. Dann aber, schnell sich fassend, griff er, gerade wie am Sonntag zuvor, zu Rock und Mütze und verließ, ohne ein weiteres Wort zu sagen, das Zimmer.

Die Mutter begann wie gewöhnlich laut zu klagen. „Ach, nun tut er sich noch ein Leid an“, jammerte sie. „Dann kann ich vollends mit euch Dreien verhungern.“

„Mutter“, bat Julie, „wir wollen beten.“

„Ach was, beten! Gott hilft uns nicht. Sonst wären wir nicht so ins Elend gekommen.“

Das Kind aber ließ sich nicht so schnell abweisen. Sie umschlang die jammernde Mutter zärtlich und betete laut: „Lieber Herr Jesus! Wir bitten dich: hilf uns! Amen.“

Es war ein kurzes Gebet. Aber es besagte genug, und es verfehlte auch nicht seine Wirkung auf die weinende Mutter. Sie wurde ganz still. Aber sie mußte an diesem Vormittag noch manchmal mit dem Schürzenzipfel über die Augen fahren.

„Der Vater kommt!“ rief Julie plötzlich. Wichtig, da war er schon wieder. Er schien fast verlegen, daß er diesmal ohne Schimpfworte und ohne betrunken zu sein nach Hause kam. Er hatte, wie am vorigen Sonntag, die anklagende Stimme des Gewissens in berauschten Getränken ersticken wollen. Schon hatte er an der Tür der Schenke gestanden. Da aber war ihm das bekannte, aber so lange vergessene Bild aus der Bilderbibel aufs neue vor Augen getreten. Er hatte die freundliche Stimme seiner Mutter zu hören gemeint, und mit plötzlichem Schrecken war er von dem Ort geflohen, wo er nur wüste Reden hörte und rohe Gesichter sah. Gern wäre er noch in die Kirche gegangen, aber er hatte nicht den Mut dazu. So war er eine Zeitlang durch die Straßen geirrt. Aber alles, die leeren Straßen wie die geschlossenen Läden, schien ihm zuzurufen: Es ist Sonntag, Sonntag heute! Deshalb hatte er sich so bald wieder nach Hause gemacht.

Den ganzen Tag war er still und in sich gekehrt. Erst als gegen Abend die fröhlichen Stimmen der draußen spielenden Kinder in die kleine Dachwohnung drangen, sagte er:

„Julchen, warum spielst du nicht mit den anderen Kindern?“

Die Kleine wurde bei der unerwarteten freundlichen Anrede dunkelrot vor Freude und erwiderte:

„Ich bin so gern bei euch. Wenn ich weiß, daß ihr beide, du und Mutter, hier oben sitzt und arbeitet, dann habe ich auch keine Freude draußen.“

Einen Sonntag wie diesen hatte die Dachstube, seitdem Familie Becker darin wohnte, noch nicht erlebt. Es war das erstemal, daß nicht geflucht und gewettert wurde.

In der folgenden Nacht, als der Mond hoch am Himmel stand und die anderen längst in tiefem Schlafe lagen, wälzte der Vater sich noch immer ruhelos auf seinem Lager umher. Endlich stand er leise auf, zündete die Lampe an und suchte im Zimmer, bis er Juliens Bilderbibel gefunden hatte. Dann setzte er sich an den Tisch und fing an, die Bilder aufmerksam zu betrachten. Am längsten verweilte er bei dem Bild, das die Kreuzigung des Herrn Jesus darstellte. Darauf machte er sich daran, den Text dazu zu lesen. Er las und las, bis ihm die Augen übergingen, und schließlich faltete er die Hände, und aus tiefstem Herzen stieg der Ruf empor: „Herr Jesus, erbarme dich meiner!“

Was in dieser Nacht weiter in der Seele des Mannes vorgegangen ist, weiß ich nicht. Aber das weiß ich, daß er die Woche über still zu Hause blieb, fleißig arbeitete und seine Erholung nur, in Begleitung von Frau und Kindern, in den schönen Potsdamer Gärten suchte.

„Fräulein, Fräulein!“ rief Julie, als sie des Samstags ihre Sonntagschullehrerin auf der Straße erblickte. Diese sah sich um und erkundigte sich freundlich nach dem Ergehen ihrer Schülerin.

„O Fräulein“, berichtete das Kind stürmisch, „morgen darf ich wiederkommen. Sie glauben nicht, wie gut der Vater die ganze Woche hindurch gewesen ist!“

„Wirklich? Das freut mich.“

„Ja“, fuhr Julie mit geröteten Wangen und mit vor Freude zitternder Stimme fort, „ich glaube bestimmt, das hat der Herr Jesus getan. Mir ist jetzt oft zumute, als wäre Er bei uns in der Stube.“

Julie hat sich nicht getäuscht. Ihr Vater ist in der Tat ein anderer geworden. Fortan brauchten die Kirchenglocken ihn nicht mehr daran zu erinnern, daß es Sonntag war. Ihm war Erbarmung widerfahren. Nie weist ja der Herr eine Seele zurück, die, bekümmert und beladen, zu Ihm ihre Zuflucht nimmt. Einer solchen alle Sünden zu vergeben und ihr Seinen Frieden zu schenken, das ist Seine Freude. Ungestört konnte Julie von dieser Zeit an ihre geliebte Sonntagschule besuchen, und noch manches schöne Lied, manch herrliche Schriftstelle hat sie dort gelernt. Unvergeßlich aber ist ihr die wunderbare Erhörung ihres ersten Gebets geblieben und die einfache Bitte:

„Komm, Herr Jesus!“

Eine fruchtlose Pfändung, über die sich die Engel Gottes im Himmel freuten.

Schon eine Reihe von Jahren ist es her, als ich eines Tages unter anderem einen Pfändungsbefehl für einen Herrn F. in der R . . Straße

Nr. 26 erhielt. Es handelte sich um die zwangsweise Einziehung eines nicht sehr großen Steuer rückstandes. Nachdem ich, wie gewöhnlich, meine Dienstmappe vor den Herrn hingelegt und Ihn gebeten hatte, meinen oft so unangenehmen Dienst zu einem Gottesdienst zu machen, trat ich meine Kunde an. Von allen an jenem Tage vorliegenden Sachen ist mir nur die oben erwähnte Pfändung bei dem Herrn F. bis heute in der Erinnerung geblieben. Er bewohnte in einem ganz netten Hause unten zwei Zimmer. Schon vierzehn Tage vorher war ich dort gewesen und hatte seiner Frau die vor schriftsmäßige Mahnung zugestellt, ohne ihn selbst zu Gesicht zu bekommen. Heute aber sah ich ihn in der Küche sitzen mit tief liegenden Augen, hohlen Wangen und eingefallenen Zügen, gekennzeichnet vom Tode. Er war ungefähr 50 Jahre alt. Wie leid tat er mir! Recht freundlich sagte ich ihm „Guten Tag!“ aber als Gegengruß empfing ich nur einen feindseligen Blick, der allerdings mehr meiner Aktenmappe als mir galt. Nachdem ich jedoch so schonend und zart wie möglich den Grund meines Kommens erklärt hatte, ergoß sich über mich ein Strom gehässiger Worte. O wie viel aufgespeicherte Bitterkeit trat da zutage! Geduldig konnte ich den Mann anhören und, als er nach einer Weile ganz erschöpft schwieg, ihn fragen, wer denn eigentlich schuld sei, daß ich ihn besuchen müsse. Mir mache es sicher keinen Spaß. Ich brächte lieber, als daß ich ihm etwas fortholte, und im übrigen hätte er keine Steuern zu zahlen brauchen, wenn der Behörde von seiner Krankheit rechtzeitig Mitteilung gemacht worden wäre. Er solle doch einsehen, daß

ich ganz unschuldig daran sei, wenn ich ihm mit meiner Gegenwart lästig fallen müsse. Seine Frau stimmte mir vernünftigerweise zu und forderte mich auf, die Wohnung nach pfändbaren Sachen zu durchsuchen, da sie nicht gewillt sei, den Rückstand zu zahlen. Nun, das machte mir wenig Mühe, denn ich konnte gar bald feststellen, daß hier nichts zu holen war, sondern daß dem kranken Manne gut noch etwas hätte gebracht werden können. Ich konnte also getrost in den Pfändungsbefehl schreiben: Die Wohnung des Schuldners durchsucht und pfändbare Sachen nicht vorgefunden.

Damit war mein dienstlicher Auftrag erledigt, und ich wandte mich nochmals mit ein paar freundlichen Worten an den armen Kranken. Er machte jetzt schon ein viel sanfteres Gesicht, als er merkte, daß der „Exekutor“, wie er mich nannte, auch ein Mensch war und ihm seine „Brocken“ nicht wegholen wollte. Ich erkundigte mich nach seinem körperlichen Befinden und erfuhr, daß er schon lange krank sei, aber hoffe, bald wieder gesund zu werden. Da ich überzeugt war, daß er sich darin täuschte, sagte ich ihm, mir scheine es wahrscheinlicher, daß er innerhalb eines Monats vor dem Angesicht Gottes stehen werde. Er erschrak heftig und widersprach ganz entschieden. Als ich mich dann aber an seine Gattin wandte und sie aufs ernsteste bat, der Wahrheit die Ehre zu geben, bestätigte sie ihrem Mann unter Tränen, daß sie auch dieser Meinung sei, aber es ihm, um ihn nicht aufzuregen, auf Anraten des Arztes stets verschwiegen habe.

Der arme Mann war tief erschüttert, und als ich ihn dann auf Grund des Wortes Gottes nach

seiner Seele fragte, brach er in die Worte aus: „Ich bin verloren!“ Nun konnte ich ihm an Hand meiner Bibel sagen, daß Jesus gekommen sei, die Verlorenen zu suchen, daß Er die Sünder liebe, und daß Er mich heute hierher geschickt habe, ihm solches zu sagen. Aber das vermochte er noch nicht zu fassen. Es kam ihm alles zu plötzlich. Da es mittlerweile für mich Zeit geworden war, meinen Gang fortzusetzen, schilderte ich ihm zum Schluß die Herrlichkeit des Himmels, zeigte ihm noch einmal die große Liebe des so sehnsüchtig auf ihn wartenden Heilandes, und da meine Gedanken gerade auf ein Lied gelenkt wurden, welches damals viel von den Kindern Gottes gesungen wurde, bat ich, ihm dieses vorsingen zu dürfen. Trotzdem ich im Gesang in der Schule meistens eine „Bier“ erhalten hatte, durste ich doch hier mit aller Innigkeit auch einmal singend von meinem Heiland zeugen. Meine Zuhörer waren auch garnicht kritisch veranlagt; nein, sie waren hungrig geworden, und es war ihnen wohl noch nie vorgekommen, daß ein Beamter pfänden kam und dann Gesangvorträge hielt. Sie tranken die Worte geradezu. Was sang ich ihnen denn vor? Es war das sogenannte „Herrlichkeitslied“:

Wenn nach der Erde Leid, Arbeit und Pein
 Ich in die goldenen Gassen zieh ein,
 Wird nur das Schaun meines Heilands allein
 Grund meiner Freude und Anbetung sein.
 ∴ Das wird allein Herrlichkeit sein, ∴
 Wenn, frei von Weh, ich Sein Angesicht seh!

Dann gab ich den beiden Weinenden die Hand und ging — weiterpfänden.

Bierzehn Tage später höre ich auf der Straße meinen Namen rufen. Als ich mich umdrehe, steht Frau F. da. Mit nassen Augen erzählt sie mir, daß ihr Mann vor zwei Tagen beerdigt worden sei. Er lasse mich grüßen und mir bestellen, er gehe zu seinem Heiland. Still und in Frieden sei er heimgegangen. „Das wird allein Herrlichkeit sein“, sei sein letztes Wort gewesen. Wie die Frau berichtete, war es hauptsächlich dieses Lied, das ihm die Glaubensaugen geöffnet hatte.

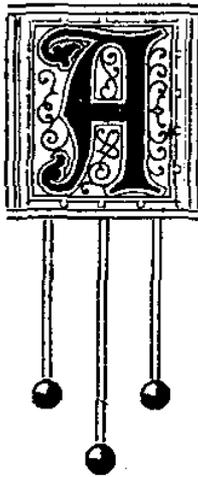
Wie glücklich machte mich diese Nachricht! Da hatte der Herr Großes getan. Auch an der Frau schien Sein Geist gewirkt zu haben. Aus ihren Augen leuchteten Genugtuung und stiller Trost. Wenn dann nun auch in den Akten der Behörde steht: „fruchtlos gepfändet“, dürfen wir doch mit Gewißheit sagen, daß es in den Akten Gottes heißt: „mit Erfolg gepfändet“, denn die Engel Gottes hatten Freude über den Sünder, der noch in elfter Stunde Buße tat und Gnade fand.

Und du? Kannst du dich auch auf die Herrlichkeit Gottes freuen? Allen sich verloren fühlenden Menschenkindern kann diese Freude durch den Glauben zuteil werden. Bist du ein verlorener Sünder? Dann glaube: Es ist vollbracht! und die Engel im Himmel werden sich auch über dich freuen.

„Es ist vollbracht!“
 Durchtönt's die Ewigkeiten
 Zu Gottes Lob, zu der Erlösten Freuden;
 Sie danken Gott, sie beten Jesum an,
 Daß Er's vollbracht.



Die Geschichte von zwei gestohlenen Bibeln.



Auf einer Missionsstation in Indien starb vor mehreren Jahren ein eingeborener Christ, namens Jwian Daz. Dieser Mann war einst ein Räuber und Mitglied einer Bande gewesen, die lange Zeit weite Strecken durch ihre Verbrechen unsicher gemacht und in Schrecken versetzt hatte.

Eines Tages war ein eingeborener Evangelist durch ein paar Glieder dieser Bande, darunter auch Jwian Daz, überfallen und gänzlich ausgeplündert worden. Man hatte ihm nicht nur seine Kleider und sein sonstiges Hab und Gut, sondern auch seine Bücher abgenommen. Jwian Daz brachte die Bücher mit nach Hause und gab sie seinem Sohne, der die Schule besuchte und gut lesen konnte.

Einige Zeit danach forderte der Alte eines Tages seinen Sohn auf, ihm etwas aus den Büchern vorzulesen.

Der Junge schlug eines der Bücher, es war die Bibel, auf, und durch eine besondere Leitung Gottes fiel sein Auge auf 4. Mose 32, und zwar auf den bekannten Vers: „Wisset, daß eure Sünde euch finden wird“.

Raum hatte der alte Sünder diese Worte vernommen, als er vor Angst zu zittern begann. Sein Sohn erkundigte sich erstaunt nach dem Grunde seiner Aufregung, erhielt aber keine Antwort. Nachdem Iwian sich gefaßt hatte, nahm er selbst die Bibel zur Hand und begann zu lesen. Und wieder fiel sein Auge auf den verhängnisvollen Vers.

Die Worte verließen ihn nicht mehr. Sie brachten ihn dahin, sich als rettungslos verlorenen Sünder zu erkennen. Seine Angst vor dem kommenden Gericht war unbeschreiblich. Sie ließ ihm keine Ruhe, und sie war die Ursache, daß er — er konnte selbst nur notdürftig lesen — sich zuerst das gesamte Alte und hinterher das Neue Testament vorlesen ließ. So vernahm er zunächst die Worte des Gesetzes und dann die der Gnade. Gott segnete Sein Wort an dem Herzen des bußfertigen Mannes. Er lernte in der Bibel Jesum kennen als den Heiland der Sünder, und im Glauben an Sein vollbrachtes Werk fand er die Vergebung seiner Sünden und Frieden für sein zerschlagenes Herz.

Nach seiner Bekehrung suchte er mit Christen bekannt zu werden und ging zur Missionsstation Badaôn, wo er getauft wurde.

Fortan führte Iwian Daz das Leben eines treuen Christen. Er war wirklich eine „neue Schöpfung“ geworden, und er ist auf dem Wege

geblieben bis zu seinem Tode. Die Bibel, die er durch Raub in seinen Besitz gebracht hatte, hat auch an ihm, dem Räuber, ihre wunderbare Kraft bewiesen.

Vor Jahren traf ich, so erzählt ein Bibelbote, der in Südfrankreich tätig war, im Omnibus mit einem französischen Sprachlehrer zusammen, der in Spanien wohnte. Der Lehrer zögerte nicht, sobald er einen Bibelboten in mir erkannt hatte, mich vor den Mitreisenden lächerlich zu machen. Er schien ein grimmiger Feind des Wortes Gottes zu sein. Unter anderem erklärte er mich für ein Mitglied einer geheimen Verbindung, die es sich zur Aufgabe stelle, verbotene Bücher nach Spanien einzuschmuggeln, und das sogar unter dem Vorwand der Nächstenliebe. Er riet den Mitreisenden, mir keine Bibel abzukaufen. Man wird verstehen, daß ich nicht schwieg zu den bösen Reden des Mannes. Unsere Unterhaltung über den strittigen Gegenstand wurde fortgesetzt, bis wir uns trennten. Wie groß war aber mein Erstaunen, als der Mann, bevor er ausstieg, mich um eine Bibel bat, mit dem Bemerkten, unsere Unterhaltung habe den Wunsch in ihm geweckt, sie zu lesen!

Mehrere Jahre waren nach diesem Vorgang verstrichen. Da saß ich eines Tages im Wirtszimmer eines Dorfgasthofs, in welchem ich für eine Zeit wohnte, während ich in der Umgegend meine kostbare Ware verkaufte, als ein Herr mit den Worten auf mich zutrat:

„Waren Sie nicht vor einigen Jahren in B. und haben dort Bibeln verkauft?“

Ich bejahte die Frage, sah mir den Mann genauer an und erkannte in ihm zu meiner Überraschung den französischen Sprachlehrer, mit dem ich die erwähnte Unterredung im Omnibus gehabt hatte. Er begrüßte mich sehr freundlich und lud mich ein, ihn in seine Wohnung zu begleiten, da er mir etwas Wichtiges zu erzählen habe. Ich ließ mich nicht zweimal nötigen. Als wir uns im Zimmer des Lehrers gegenüber saßen, erzählte er mir folgendes:

„Kurz nach unserer damaligen Begegnung lehrte ich nach Spanien zurück, begleitet von einem Manne, den ich meinen Freund nannte, der aber ein solch verdorbener Mensch war, daß ich kaum je einen schlimmeren gesehen habe. Trotzdem verkehrten wir viel miteinander, denn er hatte Geld, und bei unseren gemeinsamen Trinkgelagen bezahlte er stets die ganze Beche.

„Ich sank mit der Zeit immer tiefer und verlor infolge meines liederlichen Lebenswandels allmählich alle meine Schüler. So hatte ich viel Zeit. Fast den ganzen Tag saß ich zu Hause und rauchte, und um meine Geringschätzung der Bibel zu beweisen, die ich von Ihnen gekauft, aber nie gelesen hatte, benutzte ich die Blätter, um meine Zigarren damit anzuzünden. Eines Tages aber, als ich wieder anfangen wollte zu rauchen, suchte ich vergebens nach dem Buche. Es war noch ungefähr ein Drittel von ihm übrig. Ich fand es nicht, forschte aber auch nicht weiter nach seinem Verbleib. Kurz danach fiel mir auf, daß das Benehmen meines Freundes allmählich ein anderes wurde. Ich fand viel weniger Entgegenkommen

bei ihm als früher. An unseren ehemaligen Vergnügungen schien er gar keinen Geschmack mehr zu haben. Schließlich kam er überhaupt nicht mehr zu mir. Es war für mich äußerst unangenehm. Da ich niemand mehr hatte, der für mich bezahlte, geriet ich bald in Schulden. Am Ende wußte ich nicht mehr aus noch ein.

„Eines Tages machte ich mich auf den Weg, um meinen Freund aufzusuchen, ihm meine Lage zu schildern und ihn um Hilfe zu bitten. Zu meiner Überraschung empfing er mich herzlich. Ich erzählte ihm, wie es um mich stand, und bat um seine Unterstützung. Er ließ mich garnicht ausreden, sondern fiel mir in die Rede mit den Worten, es sei seine Pflicht, mir zu helfen, da er mich einmal bestohlen habe.

„Was? bestohlen?“ rief ich verwundert. „Da möchte ich doch wissen, wie du das angefangen hast. Denn einen Menschen zu bestehlen, der keinen Pfennig besitzt, das ist eine Kunst.“

„Mein Freund erwiderte nichts. Er ging an sein Büchergestell und nahm einen zerrissenen Band herunter, den ich sogleich als das Überbleibsel meiner Bibel erkannte. Schweigend reichte er mir das Buch.

„Ich zuckte die Achseln: „Wegen solch eines Diebstahls kommt keiner auf die Galeeren, vor allem nicht, da das Buch größtenteils vernichtet ist.“

„Das ist wahr“, erwiderte mein Freund, „aber der Teil, der der Vernichtung entgangen ist, hat genügt, um mir eine Ruhe zu bringen, die ich nie mehr entbehren möchte. Das was auf den Blättern steht, hat mein ganzes Leben verändert.“

„Mit offenem Munde lauschte ich dem Bekenntnis meines Freundes. War so etwas denn überhaupt möglich? Nachdem ich mich gefaßt hatte, bat ich um Auskunft, in welcher Weise er den seltsamen Diebstahl bewerkstelligt habe. Darauf erfuhr ich, daß mein Freund mich eines Tages nicht zu Hause getroffen hatte. Ich war gerade ausgegangen. Er hatte eine Zeitlang gewartet und dann aus Langeweile einen Blick in das zerrissene Buch geworfen. Sein Auge fiel auf die Stelle: „Kommet her zu mir, alle ihr Mühseligen und Beladenen, und ich werde euch Ruhe geben“.

„Die Worte machten tiefen Eindruck auf ihn. Sie weckten in ihm den Wunsch, mehr von dem Inhalt des Buches zu erfahren. Ohne meine Rückkehr abzuwarten, nahm er es deshalb mit nach Hause. Dort setzte er sich sogleich hin und las ein Kapitel nach dem anderen. Das Lesen brachte ihn zu der Erkenntnis, daß Jesus Christus der einzige Erlöser sei, der Einzige, der ihn nach Leib und Seele retten könne vom ewigen Verderben. Er begann darauf um Vergebung seiner Sünden zu bitten, und sein Gebet wurde erhört. Der Mann, der bis dahin nur dem Vergnügen und seinen Lüsten gelebt hatte, fand Frieden und ewiges Heil in dem Glauben an das vollbrachte Werk des Sünderheilandes.

„Der Bericht meines Freundes erschütterte mich geradezu. Er rief mir, auch die Unterredung ins Gedächtnis zurück, die ich mit Ihnen im Wagen gehabt hatte. Ich geriet in tiefe Seelennot und begann, Ihrem Rat entsprechend, unter Gebet die Bibel zu lesen. Da ließ mich Gott denn zunächst

erkennen, welch ein großer Sünder ich war. Aber dann führte Er mich zu Christo, und da fand auch ich die Vergebung meiner großen Schuld und Frieden für mein Herz.

„Seit der Zeit sind mein Freund und ich gemeinsam den schmalen Pfad gegangen, der zur ewigen Herrlichkeit führt. Und erst seit jenem Augenblick sind wir wahre Freunde geworden.“

Im Anschluß an obige Erzählungen sei hier noch eine dritte Begebenheit ähnlicher Art mitgeteilt, die ebenfalls von der alles Verstehen übersteigenden Gnade Gottes ein ergreifendes Zeugnis gibt.

Vor Jahren verteilte eine gläubige Dame eine Anzahl Neuer Testamente an ihre jüdischen Bekannten, für die sie schon häufig gebetet hatte. In jedes Buch schrieb sie eine freundliche Widmung und sandte es dann ab. Mit dem letzten Testament machte sie sich selbst auf den Weg, um es an den Ort seiner Bestimmung zu bringen. Aber es ging anders, als sie sich vorgenommen hatte. Sie traf eine Freundin, die sie bat, ein wenig mit ihr den Meeresstrand entlang zu wandern. Sie folgte der Bitte und kam auf diese Weise in eine ganz andere Gegend, als sie beabsichtigt hatte. Es war der Herr, der Seine Jüngerin dahin führte, wo Er sie haben wollte.

Der Spaziergang ermüdete sie mehr, als sie gedacht hatte. Sie verabschiedete sich daher von ihrer Freundin und setzte sich in einen Strandstuhl, um auszuruhen. Neben an saß eine Dame, bleich und mit geschlossenen Augen. Unsere Freundin fühlte

inniges Mitleid mit der offenbar schwer leidenden Fremden. Sie faßte sich ein Herz zu einer Anrede und fragte schüchtern:

„Sind Sie krank, und kann ich etwas für Sie tun?“

Langsam öffnete die Angeredete die Augen und erwiderte müde: „Ja, ich bin krank, dem Tode nahe, aber niemand kann mir helfen“.

Schnell wie ein Gedanke kam die Antwort: „Einer kann Ihnen helfen: Jesus Christus. Welch ein Trost, daß Er es kann!“

In dem gleichen Augenblick kam Leben in die starre Gestalt. Die dunklen Augen begannen zu funkeln, und zornig klang es zurück: „Nennen Sie diesen Namen nicht wieder!“

Unsere Freundin erschrak ob des Ausbruchs eines solchen Hasses. Doch faßte sie sich bald und versetzte: „Haben Sie je das Neue Testament gelesen?“

„Nein.“ Es klang scharf und zornig wie zuvor.

„Wie können Sie dann so reden über den Namen Jesu? Sie halten sich für sterbenskrank. Nun, das Neue Testament erzählt von einem Leben in Herrlichkeit nach diesen drangsalsvollen Zeiten. Ich bitte Sie, lesen Sie es!“

Ein unangenehmes Lächeln ging über das abgezehrte Gesicht. „Meinetwegen. Mir kann ja doch nichts mehr schaden. Jedenfalls meinen Sie es gut.“

Damit nahm die Jüdin das ihr entgegengehaltene Buch und steckte es in ihr Täschchen. Im gleichen Augenblick kam eine andere Dame herbei, nahm den Arm der Kranken und geleitete

sie, ohne die Christin eines Blickes zu würdigen, nach Hause.

Etwa ein Jahr nach dem Berichteten befand sich die Testamentsverteilerin wieder am Strande. Da begegnete sie einer Dame, die sie unfreundlich, ja, feindlich musterte, sodaß sie sich unangenehm berührt fühlte. Kurz darauf traf sie sie wieder. Diesmal blieb die Dame stehen und fragte: „Sind Sie Fräulein B.?“

„Ja, die bin ich.“

„Dann habe ich etwas für Sie. Sie erinnern sich vielleicht, daß Sie vor einem Jahr hier am Strande einer Dame ein Neues Testament gegeben haben.“

„Ja, freilich.“

„Nun, sie ist gestorben. Als sie im Sterben lag, versprach ich ihr, Ihnen, wenn ich Sie je wiedersehen sollte, zu bestellen, sie sei in Frieden heimgegangen, im Vertrauen auf ihren Jesus Christus. Es war eine Dummheit von mir, das Versprechen zu geben. Aber ich hab' es nun einmal getan, und hiermit hab' ich es eingelöst. Das Testament aber soll kein Mensch mehr zu sehen bekommen, damit es nicht noch mehr Unheil anrichtet.“

Sie wandte sich zum Gehen, aber die Christin hielt sie zurück.

„Bitte, sagen Sie mir noch, was aus dem Testament geworden ist.“

„Es ist noch in meinem Besitz. Ich versprach meiner Schwester, es zu behalten, aber ich fluche Ihnen, weil Sie ihr das Buch gegeben haben. Es hat ihre Seele vergiftet.“

Viele Monate vergingen. Oft mußte die Christin an die Jüdin denken, in deren Herzen ein solcher Haß

gegen ihren Messias lebte, und oft betete sie, daß Gott auch an ihr Seine Gnade verherrlichen möge, wie Er es an der Schwester getan hatte. Da erhielt sie eines Tages einen Brief. Handschrift und Poststempel waren ihr fremd. Der Inhalt war kurz. Eine Unterschrift fehlte. Der Brief lautete:

„Ihre jüdische Schwester dankt Ihnen und segnet Sie. Auch ich habe das Neue Testament gelesen und darin den wahren Messias gefunden. Beten Sie für mich, daß ich treu bleibe. Alle hier sind gegen mich, vor allem mein Mann. Er hat mir das Buch abgenommen. Beten Sie auch für ihn! — Die Ihrige in der Liebe Christi.“

Wieder vergingen einige Monate. Da kam ein zweiter Brief folgenden Inhalts:

„Wenn Sie dies erhalten, werde ich bei meiner teuren Schwester vor dem Gnadenthron sein. Ich sterbe, wie sie, an der Schwindsucht, aber ich möchte Sie noch gern wissen lassen, daß Gott mich vor Untreue bewahrt hat, und daß ich mein geliebtes Neues Testament wieder habe. Borige Woche gab mein Mann es mir zurück. Er sagte nichts dabei, aber Er ist lauter Liebe und Güte. Ich fragte ihn, ob er das Buch gelesen habe. Er antwortete: „Frage nicht!“ Ich hoffe und bete. Bitte, lassen auch Sie nicht nach in der Fürbitte für ihn!“

Ich brauche nicht hinzuzufügen, daß der Wunsch der Sterbenden erfüllt worden ist. Zwar kannte die Beterin weder Name noch Wohnung dessen, für den sie betete. Aber der Herr des Gebets kannte beides.

Die fernere Geschichte des Neuen Testaments ist nur dem Erlöser Israels bekannt.

„Weißer als Schnee, Vater!“

Ich unterhielt mich eines Tages mit einem Manne über die Frage, wie ein Mensch wirklich glücklich wird. Da sagte er mir, daß er vor nicht langer Zeit auf eigenartige Weise den Herrn gefunden habe. Als ich ihn bat, mir mitzuteilen, welches Mittel Gott benutzt habe, um seinem Herzen Frieden zu geben, erzählte er mir folgendes:

„Viele Jahre bin ich Soldat gewesen. In all dieser Zeit kümmerte ich mich, gleich den meisten meiner Kameraden, nicht im geringsten um mein Seelenheil. Ich war ein großer Freund von einem „guten Tropfen“ und saß oft stundenlang hinter dem Glase. Noch am Abend vor dem Tage, an welchem es Gott gefiel, mir auf dem Wege des Verderbens ein Halt! zuzurufen, hatte man mich aus dem Wirtshause geholt. Den Sonntag brachte ich meist im Bett zu, auch dann noch, als ich den Soldatenrock längst an den Nagel gehängt hatte und Familienvater geworden war. Obwohl ich auf diese Weise nie Gottes Wort hörte, hielt ich doch darauf, daß meine Kinder zur Kirche oder zur Sonntagschule gingen. An jenem für mich so bedeutungsvollen Sonntag nun waren die Kinder eben aus der Kirche oder der Sonntagschule zurückgekehrt, als ich die Treppe herunterkam, um zu Mittag zu essen. Eins von ihnen, ein liebes sechsjähriges Ding, blieb stehen, schaute mir ins Gesicht und fragte: „Vater, weshalb gehst du nicht zur Kirche?“



Ich mußte nichts zu antworten. Aber die Worte trafen mich wie ein Dolchstoß.

„Wir sangen heute solch ein schönes Lied“, fuhr die Kleine fort. „Es handelte von etwas, das weißer wäscht als Schnee.“

„Das weißer wäscht als Schnee?“ erwiderte ich. „Was könnte das denn sein, mein Kind? Weißt du, was es ist?“

„Ja, Vater. Das Blut Jesu wäscht weißer als Schnee.“

Die Worte waren mehr, als ich ertragen konnte. Was für ein Sünder mußte ich sein, wenn mein eigenes sechsjähriges Kind mich also zurechtweisen konnte! Ich sagte nichts mehr, aber ein tiefes Gefühl überkam mich von der Notwendigkeit, gewaschen und für Gottes heilige Gegenwart passend gemacht zu werden. Ich wurde die Worte „weißere als Schnee“ nicht mehr los. Tag und Nacht standen sie in Flammenschrift vor meinem Geistesauge. Mir wurde schließlich so elend zumute, ich mußte so viel über meine Sünden und die Ewigkeit nachdenken, daß ich es nicht länger aushalten konnte. Ich beschloß, im Trinken Vergessen zu suchen, und machte mich auf den Weg zum Wirtshause. Ich forderte Branntwein und trank und trank. Aber es nützte nichts. Meine Not wurde nicht gemildert.

Darauf schlug ich einen anderen Weg ein. Ich ging in die Stille, sank vor Gott auf meine Kniee und bekannte mich vor Ihm als das, was ich war: ein elender, schuldiger Sünder. Ich schrie ernstlich um Erbarmen und begann die Bibel zu lesen. Da fand ich denn, daß mein Töchterchen

recht hatte. Ich erfuhr, daß das Blut Jesu Christi, des Sohnes Gottes, wirklich von aller Sünde reinigt, ja, daß der mit diesem Blut Gewaschene „weißer wird als Schnee“. (Ps. 51, 7.) Ich las, „daß jeder, der an Ihn glaubt, Vergebung der Sünden empfängt durch Seinen Namen“. Das gab mir endlich Ruhe. Von dem Augenblick an, da ich begann, auf das Werk Christi mein Vertrauen zu setzen, hatte ich Frieden mit Gott. Seitdem weiß ich auch aus der Schrift, daß ich ewiges Leben besitze, denn Gott meint was Er sagt. Ich kann nie mehr verloren gehen und werde in alle Ewigkeit in der Herrlichkeit Gottes sein, da wo Jesus ist.“

Der „Mann der Schmerzen“.

Als Abraham den so schweren Auftrag Gottes auszuführen im Begriff stand und nach dem Berge Morija zog, antwortete er seinem Sohne Isaak auf dessen Frage: „Wo ist das Schaf zum Brandopfer?“: „Gott wird sich ersehen das Schaf zum Brandopfer, mein Sohn“. Abraham zögerte nicht, Gottes Willen zu vollbringen, aber schon aus seiner Antwort auf die Frage des Sohnes klingt ein Ton der Sicherheit und des Vertrauens, das sich auf frühere Erfahrungen im Verkehr mit Gott stützte. Und obwohl die Forderung Gottes bis zum letzten Augenblick unverändert bestehen blieb, konnte der Glaube in Abraham doch sprechen: „Gott wird sich ersehen“. Und Gott ersah sich

das Schaf zum Brandopfer, und Isaac ging frei aus.

Nicht so bei dem Sohne Gottes. Er blieb bis zum Ende der „Mann der Schmerzen und mit Leiden vertraut“. Der Weg der Abhängigkeit und des Gehorsams, den Er ging, mußte unter allen Umständen zum Tode, ja, zum Tode am Kreuze führen. Für Gottes Sohn gab es keinen Stellvertreter. Er mußte den bitteren Kelch leeren bis auf den letzten Tropfen. Er mußte gehorsam sein „bis zum Tode“, und Er ist es gewesen. Für Ihn war nur der Wille des Vaters maßgebend.

Nun möchte vielleicht jemand einwenden: „Ja, Jesus war auch nicht ein Mensch wie wir. Er war Mensch und Gott in einer Person. Ein Mensch, der sich vor seinen Mitmenschen durch besondere Vorzüge auszeichnet, ist schon imstande, etwas Besonderes auszuführen. Wieviel mehr Er, der Unvergleichliche!“ Aber war denn Seine, allerdings ganz einzigartige Stellung geeignet, dem Herrn Jesus den Weg leichter zu machen? Hören wir, was schon Jahrhunderte vor dem Kommen Christi auf Erden der Geist Gottes durch den Mund des Propheten Jesajas gesagt hat! Schon da heißt es von Ihm: „Er war ein Mann der Schmerzen und mit Leiden vertraut“. (Kap. 53, 3.) Diese Worte zeugen wahrlich nicht von Erleichterung auf Seinem Erdenwege. Ist es nicht vielmehr so, daß Jesus, gerade weil Er Mensch und Gott war, ein über all unser Verstehen hinausgehendes Empfinden für das hatte, was Er leiden und erdulden mußte? Unendlich tiefer, als es bei einem von uns je der Fall sein könnte? Er nahm teil an dem ganzen

Leid und Jammer auf Erden und empfand alles mit menschlichem und göttlichem Empfinden. Wie unsäglich mußte Er, der Heilige, leiden, vor dessen Augen die Ursachen des traurigen Zustandes, in dem sich die ganze Schöpfung befand, klar und offen dalagen, und der allein einen Zustand ohne Sünde kannte, ja, der aus dem reinen Lichte der Gegenwart Gottes kam und stets darin weilte! Wie überaus betrübend und schmerzlich mußte es für Ihn sein, auf Schritt und Tritt der Sünde und ihren furchtbaren Folgen zu begegnen, sich immer und überall von der Finsternis und ihrer Macht umgeben zu sehen!

Doch so schwer der ganze Weg für den Herrn sein mochte, er war noch verhältnismäßig leicht im Vergleich mit dem, was Seiner am Ende desselben wartete. Ist es nicht erschütternd, den „Mann der Schmerzen“ in Gethsemane allein „in ringendem Kampfe“ zu sehen, in einem Kampfe, so schwer, daß Sein Schweiß wie große Blutstropfen zur Erde herabfiel, — nicht erschütternd, die Worte zu hören: „Wenn es möglich ist, so gehe dieser Kelch an mir vorüber“, und daran anschließend das ergreifende: „Doch nicht mein Wille, sondern der Deine geschehe“? Aber es war noch nicht das Schlimmste. Nachdem der schwere Kampf ausgelämpft ist, erscheint der Verräter, und still und stumm, „gleich dem Lamme, welches zur Schlachtung geführt wird“, übergibt Jesus sich den Häschern, läßt sich vor Pilatus schleppen, läßt sich schlagen und anspeien, mit der Dornenkrone krönen und schließlich ohne ein Wort der Widerrede ans Kreuz schlagen — ein furchtbarer Leidensweg, und doch

immer noch nicht das Schwerste. Das Schwerste kam erst in den drei Stunden der Finsternis. Da entrang sich dem Munde des Gekreuzigten der Schrei: „Mein Gott, mein Gott, warum hast Du mich verlassen?“ Was das bedeutete, wird kein Mensch in Zeit und Ewigkeit erfassen. Da wurde der Heilige zur Sünde gemacht, da wurde Er, der Reine, Fleckenlose, der unschuldig Verurteilte, Er, der stets die Wonne des Vaters gewesen war, und der es nie mehr war als gerade in jenem Augenblick, von Gott gerichtet und zerschlagen. Da lag „die Strafe zu unserem Frieden“ auf Ihm, da ist uns Heil und Frieden erworben worden. Vergebliche Mühe wäre es, ausmalen zu wollen, was unser Herr in jenen Stunden gelitten hat. Niemals wird, wie wir sagten, ein Geschöpf es zu erfassen vermögen. Wer erfahren hat, wie böse und verderbt er von Natur ist, wer einmal in Not und Verzweiflung ob seiner Sündenschuld zu Jesu Füßen gelegen hat, der ahnt vielleicht ein wenig, aber auch nur ein klein wenig von dem, was der göttliche Sündenträger auf Golgatha hat leiden müssen.

Mein Leser! Wie stehst du zu dem „Manne der Schmerzen“, dem „mit Leiden Vertrauten“? Bist du bisher achtlos an Seinem Leiden und Sterben vorübergegangen? Jesus möchte auch dich haben als eine „Frucht der Mühsal Seiner Seele“. Auch für dich ist Er in den Tod gegangen. Sein Werk ist vollbracht, und die Entscheidung liegt jetzt bei dir. Ohne Ihn bist du verloren, denn niemand kommt zum Vater als nur durch Ihn.

Ich bin der Herr, dein Arzt.

Der Winter des Jahres 187 . . . war sehr streng und lang. Da war es kein Wunder, daß es in vielen Häusern Kranke gab. Auch das Haus des gottesfürchtigen Bauern M. war von ernster Krankheit nicht verschont geblieben. Seine sämtlichen fünf Kinder hatten schlimm den Keuchhusten. Die arme Mutter lief in ihrer Not von einem Arzt zum anderen. Aber keiner konnte helfen. Alle entließen sie mit irgend einem Mittel und dem Rat, das Beste zu hoffen. Als die Krankheit nicht nachlassen wollte, vielmehr die Anfälle immer heftiger und beängstigender wurden, beschloß die Mutter, noch einen berühmten Arzt zu Rate zu ziehen. Sie machte sich auf den Weg. Unterwegs aber sprach eine innere Stimme zu ihr: „Rehre zurück! Du suchst Hilfe in weiter Ferne, während sie doch in nächster Nähe zu finden ist. Du gehst zu vielen Ärzten, aber zu dem besten Arzt, den du so gut kennst, und der dir am nächsten wohnt, gehst du nicht.“ Es war Gott, der zu der Frau sprach, und in tiefer Beschämung lauschte sie auf Seine Stimme. Auf der Stelle kehrte sie um und eilte nach Hause zurück, um dort dem Herrn ihren Unglauben zu bekennen und Ihm ihre Not zu Füßen zu legen. Merkwürdigerweise schwand damit ihre bisherige Angst und Sorge. Sie konnte glauben, daß die Gnade des Herrn sich mächtig an ihr und ihren Kindern erweisen werde.

Am nächsten Morgen machte sie einen Besuch bei einer gläubigen Nachbarsfamilie, die ihr herz-

liche Teilnahme im Hinblick auf die Erkrankung ihrer Kinder erzeugte. Im Laufe der Unterhaltung sagte der Mann: „Versuchen Sie doch einmal das gelbe Kraut, das hier auf unserem Felde so viel wächst, und kochen Sie Ihren Kindern davon einen Tee. Ich glaube sicher, daß das helfen wird.“

Die Frau tat, wie ihr geheißen war, und bereitete den Tee im Vertrauen auf den Herrn. Und was geschah? Schon nach dreimaligem Gebrauch war der Husten gelöst. Eine reichliche Schleimabsonderung trat ein, und am nächsten Sonntag waren die Kinder alle fünf frisch und gesund. Die ganze Familie hat auf den Knien dem Herrn gedankt für diese schier wunderbare Hilfe.

Es ist und bleibt wahr: „Der beste Arzt ist in dem Himmel“. Aber wir sollten es nicht nur sagen und singen, sondern auch danach handeln.

**„Wisset, daß eure Sünde euch
finden wird.“**

In Pforta, gewöhnlich Schulpforta genannt, bei Naumburg a. d. Saale befindet sich die größte der drei altsächsischen sogenannten Fürstenschulen. Die Anstalt wurde im Jahre 1543 von Herzog Moriz von Sachsen gegründet, und viele berühmte Leute, darunter Fichte, Klopstock, Leopold v. Ranke, sind dort im Laufe der Jahrhunderte vorgebildet worden.

Um die Mitte des 18. Jahrhunderts wirkte an dieser Anstalt ein Lehrer, der wegen seiner Strenge gefürchtet war. Es herrschte damals die Unsitte, daß die jungen Leute des Nachts oft ihre Zimmer verließen und allerlei Unfug trieben. Dieser Lehrer gab sich nun alle Mühe, die Unruhestifter zu entdecken. Manchen hatte er schon gefaßt und zur Anzeige gebracht. Eines Abends kehrte er noch spät aus dem Garten zurück. Im Dunkeln tappte er durch den abgelegenen Gang, der zu seinem Zimmer führte, indem er mit einem Stock umhertastete, ob der Weg frei sei. Daß er dies tat, war sein Glück. Unmittelbar vor seiner Zimmertür stieß er auf Widerstand. Mit lautem Geräusch klappte eine Fuchsfalle zu und zerquetschte den Stock. Der Lehrer selbst trug weiter keinen Schaden davon als den Schreck und den Schmerz darüber, daß unter den Schülern solch böse Buben waren; denn das Eisen konnte aus keinem anderen Grunde vor seine Tür gelegt worden sein, als um ihn darin zu fangen und sich so für die strenge nächtliche Aufsicht zu rächen.

Man ließ nichts unversucht, um den Täter zu entdecken, aber alle Bemühungen blieben erfolglos. Mit der Zeit geriet der Vorfall in Vergessenheit.

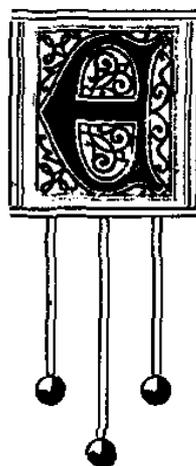
Mehrere Jahre später erhielt der Lehrer, der durch den Bubenstreich beinahe für sein Leben zum Krüppel geworden wäre, von einem ehemaligen Schüler, der von der Schule verwiesen und dann Husar geworden war, einen Brief folgenden Inhalts:

„Ich bin der Mann, der vor Jahren das Fuchseisen vor Ihrer Tür aufgestellt hat. Lange habe ich mich darüber gefreut, daß meine abscheu-

liche Tat trotz aller Untersuchungen verborgen geblieben ist. Ich Unbesonnener dachte nicht daran, daß die Allmacht Dessen, dem nichts verborgen ist, mich allenthalben und früh genug zur Verantwortung ziehen könne. Er hat es sichtbarlich und in für mich schrecklicher Weise getan. Anstatt daß ich Ihnen die Deine zerschmetterte, wußte Gott Sie zu bewahren und mir das Ihnen zuge dachte Schicksal zu bereiten. In der Schlacht bei Borndorf sind mir beide Füße durch Kartätschenkugeln zerschmettert worden. Was ich ausgestanden habe, geht über alle Beschreibung, aber mehr als die Schmerzen der Wunden marterte mich mein unruhiges Gewissen. Neben mir im Lazarett lagen einige Kameraden, die noch gefährlichere Wunden hatten als ich; aber sie waren viel ruhiger, denn sie konnten freudigen Herzens zu Gott beten. Das konnte ich nicht und werde es auch nicht eher können, als bis ich meine Bosheit bekannt und Sie um Verzeihung gebeten habe. Sobald ich mein Lager verlassen kann, will ich zu Ihnen kommen und Sie auf den Knien an der Stelle um Vergebung bitten, an der ich einst die verworfenste Tat meines Lebens beschlossen habe. Erzählen Sie Ihren Zöglingen meine Geschichte als einen Beweis dafür, daß die Strafe, mag sie auch der Sünde nicht auf dem Fuße folgen, ganz gewiß einmal kommt, wenn auch erst spät.“



Wang.



Ende der siebziger Jahre des vorigen Jahrhunderts herrschte in der chinesischen Provinz Schansi große Dürre. Trotz aller Gebete zu den Göttern des Landbaus und des Regens, trotzdem man die Götzenbilder aus den Tempeln in die glühende Sonnenhitze trug, damit sie sich selber von der herrschenden Trockenheit überzeugten, wollte der erwünschte Regen sich nicht einstellen. Das ganze Jahr über blieb es trocken, und als die Erntezeit kam, da blieben die Scheunen leer. Das war schlimm für ein Land, dessen Bewohner in der Hauptsache von den Erträgen des Bodens leben; es war auch schlimm für die Familie unseres Wang, die in einem Dörfchen gleichen Namens wohnte.

Wang war damals siebzehn Jahre alt. Mit seiner einzigen Schwester lebte er bei seiner Mutter, einer Witwe, die es verstanden hatte, nicht nur mit Fleiß und Geschick das Nötige für sich und ihre Kinder zu verdienen, sondern ihnen auch, besonders dem Sohne, eine verhältnismäßig gute Erziehung zu geben. Außerdem war noch jemand im Hause,

nämlich Wangs Frau, die er auf den Rat seiner Mutter mit fünfzehn Jahren geheiratet hatte.

Wang war seiner Mutter, an der er mit vieler Liebe hing, stets ein gehorsamer Sohn gewesen. Er kam überhaupt mit allen Leuten gut aus, nur mit seiner Frau fiel ihm das oft schwer. Er hatte sie nämlich nicht aus Liebe geheiratet. Ein Wahrsager hatte sie ihm verschafft. Aber als Wang seine Braut zum erstenmal sah, bekam er einen Schrecken, denn sie war krank und häßlich. Aber Wang wollte sich der Leitung der Götter nicht widersetzen. Nicht nur hatte er das Mädchen geheiratet, er behandelte, treu der Lehre des Konfuzius, in der er erzogen worden war, seine junge Frau mit Nachsicht und Milde. Merkwürdigerweise war er trotz dieser Selbstzucht nicht zufrieden mit sich. Er wünschte, gut zu leben, und er tat es auch — niemand konnte ihm etwas nachsagen. Trotzdem hatte er das Gefühl, er müsse noch mehr tun. Schließlich kam er zu dem Entschluß, nur noch Pflanzkost zu essen. Durch ihn sollte kein Tier leiden.

So stand es um Wang, als die Zeit der großen Dürre und damit einer sich immer mehr ausbreitenden Hungersnot kam. Als auch im zweiten Jahre kein Regen fiel, wurde die Not so groß, daß die Menschen anfangen, Unkraut, Baumblätter und selbst feinere Holzsorten zur Speise zuzubereiten. Aber diese Kost mochte wohl den Magen füllen, doch Nahrung enthielt sie nicht. Die Menschen wurden schwach und krank, und viele starben, darunter als eine der ersten Wangs junge Frau. Da seine Schwester sich inzwischen verheiratet hatte

und in ein Nachbardorf gezogen war, blieb Wang mit seiner Mutter allein. Er war nicht traurig darüber, denn je mehr Personen zum Haushalt gehörten, desto größer war das Elend. Und noch hatte die Not nicht ihren Höhepunkt erreicht. Als auch im Frühjahr des dritten Jahres noch kein Regen fiel, da starben die Bewohner von Schansi nicht zu Hunderten, sondern zu Tausenden. In Wang, wo vor Beginn der Dürre etwa hundertundzwanzig Familien wohnten, blieben kaum dreißig übrig, und auch diese waren nicht mehr vollzählig. Längst hatte eine furchtbare, dumpfe Verzweiflung sich aller Überlebenden bemächtigt.

Eines Tages bat Wangs Mutter ihren Sohn, eine Verwandte im Nachbardorfe zu besuchen und sie zu bitten, ihnen zu helfen. Wang hatte wenig Hoffnung, daß der Besuch erfolgreich sein werde. Aber als guter Sohn wollte er nicht ungehorsam sein, und so machte er sich auf den Weg. Natürlich kam er mit leeren Händen zurück. Die Verwandte hatte selbst nichts. Wie aber erschrak er, als er Haus und Türen verschlossen fand und auf sein Rufen niemand antwortete! Böses ahnend, ging er mit Hilfe einiger Nachbarn daran, die Türen aufzubrechen. Da hing seine treue Mutter an einem Strick! Um ihrem Sohne nicht länger zur Last zu fallen, hatte sie sich erhängt. Tiefbetrübt stand Wang an ihrer Leiche. Er wußte, daß seine Mutter aus Liebe zu ihm den Tod gesucht hatte. Da er kein Geld hatte, um einen Sarg zu kaufen, noch auch um die Kosten der Beerdigung zu zahlen, wickelte er den Leichnam in Matten und begrub ihn vorläufig im Keller des Hauses.

Nicht lange nach dem Tode der Mutter begann es zu regnen. Es war noch früh genug, um zu säen. Nur fehlte es an Saatgut und an kräftigen Händen, die imstande waren, den Spaten zu führen. Aber Gott erbarmte sich des unglücklichen Landes. Aus Europa, wo man von der schrecklichen Hungersnot gehört hatte, kamen große Geldsummen zur Beschaffung von Saatgut und Nahrungsmitteln. Missionare verteilten die Liebesgaben an die Darbenden. Das machte großen Eindruck. Der Chinese kennt auf die Frage: Wer ist dein Nächster? nur die eine Antwort: Meine Familie. Der andere mag selbst für sich sorgen. Hier lernten die Bewohner von Schansi christliche Liebestätigkeit kennen, und auf diese Weise wurden vielerorts Herzen für das Evangelium zubereitet.

Um nicht ganz allein zu wohnen, war Wang zu einem alten Oheim, einem Silberschmied, gezogen. Bei ihm arbeitete er auch. Sobald er Geld genug verdient hatte, war seine erste Sorge, seine Mutter in würdiger Weise zu beerdigen. Er ehrte weiter ihr Gedächtnis, indem er für gute Instandhaltung des Grabes sorgte und regelmäßig Weihrauch vor dem Wandtäfelchen opferte, auf welchem ihr Name stand. Nun konnte er doch hoffen, daß die geliebte Mutter Ruhe haben würde in dem unbekanntem Lande jenseit des Todes.

Nach einiger Zeit wurde Wangs Oheim krank, und Wang mußte an seiner Statt das Geschäft führen. Er tat es mit aller Treue, denn es war nach wie vor sein Wunsch, Gutes zu tun. Zu seinem Leidwesen merkte er bald, daß der Oheim ein schlechter Geschäftsmann gewesen war. Die

Schulden waren größer als der vorhandene Besitz. Dem Alten war das ein großerummer. Dazu kam die Krankheit, und so war es verständlich, daß er den Leuten, die ihm rieten, ab und zu eine Pfeife Opium zu rauchen, wodurch viele Kranke gesund geworden seien, gern Gehör gab. Bis dahin hatte er noch kein Opium geraucht, obwohl das Laster, vor allem durch die Tätigkeit der gewissenlosen englischen Händler, in ganz Schansi verbreitet war. Wangs Oheim ließ sich also zum Opiumrauchen verleiten. Er wurde dadurch freilich nicht gesund, aber es dauerte nicht lange, da war ihm die Pfeife ein Lebensbedürfnis geworden. Als gehorsamer Nefte wanderte Wang regelmäßig zur nächsten Stadt, um das gefährliche Gift zu kaufen. Auch mußte er dem Oheim die Pfeife fertig machen. Die Versuchung war groß, das Rauchen selbst auch einmal zu erproben, und auf die Dauer widerstand er der Versuchung nicht. Auch Wang begann Opium zu rauchen, und auch er wurde, wie sein Oheim, ein Sklave des Opiums. Er merkte wohl, daß die Sache böse und von den schädlichsten Folgen für Leib und Seele begleitet war, und mit aller Macht kämpfte er an gegen die unselige Neigung, aber er wurde ihrer nicht Herr.

In diesen Tagen kam er zum erstenmal mit dem Evangelium in Berührung. Der Zustand seines Oheims hatte sich verschlimmert, und ein Nachbar hatte den Rat gegeben, einmal den englischen Missionar in Wu-tju, der Nachbarstadt, um Arzneimittel zu bitten. Der Missionar empfing Wang freundlich und gab ihm ein Mittel für den Kranken, zugleich aber erzählte er dem jungen Chinesen die Geschichte

des Kreuzes, die Geschichte des Todes Jesu Christi zur Versöhnung der Sünder. Wang lauschte aufmerksam, wie sich das für einen wohlgezogenen Chinesen gehört, und es war in der Erzählung auch etwas, das ihn für den Augenblick anzog, aber einen tieferen Eindruck machte sie nicht auf ihn. Doch folgte er der Aufforderung des Missionars beim Überreichen der Arznei: er kniete zu Hause nieder und betete: „O Gott des Himmels, habe Mitleid mit meinem Oheim!“

Am folgenden Tage ging es dem Oheim wirklich besser, und die Besserung hielt Monate an. Wang war höchlichst verwundert. Der Gott der Christen mußte demnach doch wohl mächtig sein. Aber mit der Zeit nahm die Krankheit wieder zu, und eines Tages war der Oheim tot. Um den Verstorbenen zu ehren, übernahm Wang das Geschäft mit allen Verpflichtungen und Schulden und tat was er konnte, um es in die Höhe zu bringen. Leider aber vermochte die angestrengteste Tätigkeit nicht zu verhindern, daß er wieder und wieder zum Opium griff. Zu seiner tiefen Betrübniß mußte er sich eingestehen, daß er ein Sklave dieses Lasters geworden sei. Er wußte wohl, was das Ende der Opiumraucher ist, wie sie leiblich und seelisch zugrunde gehen, aber trotz dieser Erkenntnis war er außerstande, der verderblichen Gewohnheit zu entsagen. Sein Fall, das fühlte er, war hoffnungslos. Er war verloren.

In dieser Zeit wurde in Wu-tsju eine der sogenannten „Zufluchtstätten“ errichtet, in denen Opiumraucher aufgenommen und geheilt werden sollten. Hsi, der ehemalige gelehrte Konfuzianer

und spätere Christ,*) war der Gründer dieser „Zufluchtstätten“. Die Neugründung in Wu-tsju stammte allerdings nicht von Hsi selbst, sondern von einem seiner Widersacher, der für eigene Rechnung das Werk des Gelehrten nachmachte. Hiervon mußte Wang natürlich nichts. Er hörte von der „Zufluchtstätte“, und er beschloß, hier einen letzten Versuch zu seiner Rettung zu machen. Dreißig Jahre war er damals alt, ein armer, verzweifelter Mann, dem die Not des Leibes und der Seele auf dem Gesicht geschrieben stand.

Wang fand Aufnahme in der „Zufluchtstätte“, und mit diesem Tage begann ein neues Leben für ihn. Wenn auch das Haus nicht in der richtigen Gesinnung eröffnet worden war, so folgte der Besitzer doch Hsi's Vorbild. Er gab nicht nur Arznei für den Leib, sondern betete auch mit seinen Patienten. Er las mit ihnen die Bibel und legte ihnen die Geschichte Jesu Christi aus. Diesmal war Wang kein vergeßlicher Hörer. Seine Not machte ihn zugänglich für das Wort. Er bekam Einsicht in Gottes große Liebe und lernte verstehen, daß Gott auch ihn, den tiefgesunkenen Opiumraucher, liebe, ja, daß Er auch für ihn Seinen eingeborenen Sohn in den Tod gegeben habe, und mit dem Glauben, daß Jesus seine Sünden völlig getilgt habe, kam auch die Erkenntnis, daß Er imstande sein müsse, ihn von der Sklaverei des Opiums zu befreien. Neun Tage blieb Wang in der „Zuflucht-

*) Wer Näheres über diesen interessanten Mann wissen will, der lese die Bücher von G. Taylor: Ein chinesischer Gelehrter (6.50), und: Pastor Hsi (8.—), beide durch den Verlag zu beziehen.

stätte“, da für einen längeren Aufenthalt sein Geld nicht reichte. Aber der Aufenthalt, so kurz er war, genügte. Als ein genesener Mensch, genesen nach Leib und Seele, kehrte er nach Hause zurück, in dem festen Vertrauen, daß der mächtige Heiland, der ihn erlöst hatte aus Satans Banden, ihm auch Kraft darreichen werde, um in Neuheit des Lebens zu wandeln. Das Vertrauen Wangs ist nicht beschämt worden. Wohl kehrte die Neigung zum Rauchen noch einigemal wieder, aber sie wurde unmittelbar durch die Kraft des Glaubens unterdrückt. Wang war ein befreiter Mensch geworden. Fortan war es seine Freude, seinen Nachbarn zu bezeugen, was an ihm Großes geschehen war. Es dauerte nicht lange, so kamen einige von ihnen täglich in sein Haus, mit denen er betete und die Bibel las.

Der Herr, den er jetzt kannte und liebte, half ihm auch sichtbarlich in äußeren Dingen. Bis dahin war es Wang noch nicht möglich gewesen, die Gläubiger seines Oheims zu befriedigen, und als der letzte Monat im Jahre, der gefürchtete Zahmonat, kam, lag er krank zu Bett. Wohl konnte er zeitweilig im Bett sitzen und so etwas arbeiten, aber alles ging sehr langsam von statten, und mit Besorgnis sah er dem Zahltage entgegen. Dieser kam, und damit auch der erste der Gläubiger. Mit Bewunderung sah dieser den kranken Mann im Bett bei der Arbeit.

„Aber, Bruder Wang“, sagte er kopfschüttelnd, „du sitzt im Bett und arbeitest? Nein, das darfst du nicht tun. Lege dich hin! Ich will warten, bis es dir wieder besser geht, und ich will es auch

den andern Gläubigern sagen. Einen Kranken wollen wir nicht drängen.“ Er grüßte freundlich und ging fort, und die anderen kamen überhaupt nicht. Wang fühlte: Das hatte er der freundlichen Fürsorge seines Herrn zu verdanken. Sobald er wieder hergestellt war, machte er sich mit doppeltem Eifer an die Arbeit, bis die Schulden alle bezahlt waren.

Inzwischen hatte er sich taufen lassen, und mit der Zeit bildete sich in seinem Dorfe ein kleiner Kreis von Gläubigen, denen er mit der Gabe diente, die er selbst vom Herrn empfangen hatte. —

So kam das Jahr 1900, das Jahr der Boxeraufstände und Christenverfolgungen, das Jahr, in welchem Tausende wahrer Gläubiger in China ihr Zeugnis mit dem Tode besiegeln mußten.

Wang war in diesem Jahre zum zweitenmal Witwer geworden. Er hatte drei kleine Kinder, von denen die beiden älteren bei ihm wohnten, während das jüngste bei guten Freunden untergebracht war. Da kam eines Tages die Nachricht, eine Boxerbande sei im Anmarsch auf das Dorf. Was sollte er tun? Daß es ihm als dem Führer der kleinen Christengemeinde zuerst ans Leben gehen würde, war klar. Aber sollte er fliehen und die vom Herrn seiner Sorge Anvertrauten im Stich lassen?

Wang ging mit seinen beiden Kindern ins Schlafzimmer. Dort sanken sie auf ihre Kniee, und der einsame Mann bat Gott um Schutz und Kraft.

Und was geschah? Noch am gleichen Abend stieg ein schweres Unwetter herauf mit Sturm, Regen und Hagel. Zum Schluß ging ein richtiger Wolkenbruch nieder. Das ganze Land stand weit und breit unter Wasser. Der Zugang zum Dorf,

ein tief eingeschnittener Hohlweg, war völlig ungangbar. Die Boyer kamen nicht, weder an diesem Abend noch überhaupt. Sie mußten wohl ihren Plan geändert haben. So wurde Wang mit den Seinen vor der Verfolgung bewahrt.

Unser Freund ist nicht sein Leben lang Silberschmied geblieben. Er fühlte den Ruf in sich, ganz in den Dienst seines Herrn zu treten, der Seine Gnade so groß an ihm gemacht hatte. Er bewarb sich um die Stelle als Leiter der „Zufluchtstätte“ in Wu-tju, und er bekam sie. Da hatte er Gelegenheit, solchen zu helfen, die, wie einst er selber, mit Satans Ketten gebunden waren. Welch eine Freude war es für ihn, diesen armen Menschen den Weg des Heils zu zeigen, Welch eine Freude zu sehen, daß manch einer gerettet wurde nach Leib und Seele!

Die fremden Missionare lernten Wang immer mehr schätzen und ermunterten ihn zum Dienst für den Herrn. Es gab allerdings unter den gläubig Gewordenen auch einige, die nicht ganz mit ihm einverstanden waren. So beschwerte sich einmal einer der chinesischen Christen einem Missionar gegenüber, Wang sei zu sanftmütig. „Denkt Euch nur“, sagte er, „vor etniger Zeit hatte ich unter Verfolgungen zu leiden, und ich wandte mich an Wang um Hilfe. Er hörte mich ruhig an und meinte dann, ich müsse Geduld haben und für meine Verfolger beten. Ich tat das, aber es wurde nicht besser; im Gegenteil. Darauf ging ich wieder zu Wang und bat um seine Vermittlung. Aber wollt Ihr wohl glauben, daß er mich abermals aufforderte, zu beten und Geduld zu haben? Und

beim drittenmal, als ich mich endlich an die Obrigkeit selbst wenden wollte, sagte er: „Ich glaube, mein Bruder, daß Gebet und Sanftmut unsere einzigen Waffen sein sollten“. Was sagt Ihr dazu?“

Der Mann war nicht wenig erstaunt, als der Missionar Wangs Verhalten billigte.

Wie aber die außerhalb Stehenden über Wang dachten, zeigt folgender Vorfall:

Eine Missionschwester unterhielt sich mit einigen Frauen und verkündigte ihnen dabei das Evangelium. Unter anderem bemühte sie sich, ihnen das Wort des Apostels zu erklären: „Alle haben gesündigt und erreichen nicht die Herrlichkeit Gottes“. Da fiel eine alte Frau der Sprecherin in die Rede mit den Worten:

„Das ist nicht wahr. Nicht alle haben gesündigt. Ich kenne einen Mann, der noch nie ein verkehrtes Wort gesagt und noch nie eine unfreundliche Handlung begangen hat.“

Erstaunt hörte die Schwester dieses Lob.

„Und wer ist der Mann?“ fragte sie.

„Das ist Wang. Er ist zwar ein Christ geworden, aber er ist genau so, wie ich gesagt habe.“

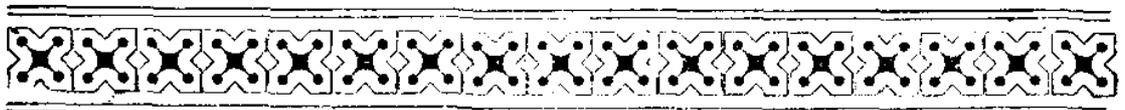
Fürwahr, wenn Heiden jemand, der ihrem Götzendienst den Rücken gelehrt hat, solches Lob spenden, dann darf man wohl von ihm sagen, daß er „ein Brief Christi“ ist.

Möchten wir alle solche „Briefe Christi“ sein, die von allen Menschen gekannt und gelesen werden! Sie tun überall not, in China wie bei uns. Vergessen wir nie, daß ein treuer Wandel stets das klarste Zeugnis für Christum ist!

Trügerische Lichter.

Für was hältst du den Mann auf unserem Bilde? In dunkler Nacht, als der Sturm heulte, hat er sich fortgeschlichen von seinen Kameraden, hinab zur felsigen Meeresküste. Da steht er, und während das scharfe Auge die Finsternis zu durchdringen sucht, schwingt die Rechte eine weithin leuchtende Fackel. Er weiß, daß ein Schiff sich der Küste nähert. Will er es warnen, will er ihm leuchten auf dem Wege zum Hafen? Ganz etwas anderes! Könntest du das Gesicht des Mannes genau sehen, so würdest du einen bösen, gierigen Zug darin wahrnehmen. Des Mannes Absichten sind teuflischer Art. Er will den Steuermann des nahenden Schiffes irreführen. Er will das Schiff auf die Felsen treiben, damit es zum Wrack wird, und damit er seiner Raubgier fröhnen kann. Deshalb schwingt er die helle Fackel. Das Licht ist trügerisch. Es verheißt Hilfe in der Not und führt ins Verderben.

Trügerische Lichter — wie viele sind ihrer, die da aufflammen über das Meer dieses Lebens hin, um die zu verführen, die auf der Lebensfahrt begriffen sind! Und der, welcher diese Lichter aufsteckt, ist stärker, böser und listiger als der Mann auf unserem Bilde. Satan heißt der große Betrüger, der Feind der Seelen. Er ist stark und mächtig: ungezählte Heere dienen ihm; er ist böse: Gottes Wort nennt ihn einen Lügner und den Menschenmörder von Anfang, und er ist listig. Er versteht es, sich gegebenenfalls in einen „Engel



des Lichts" zu verwandeln. Seine Schlingen sind geschickt gelegt. Die Lichter, die er anzündet, sind blendend, und nur wer einfältigen Auges ist, läßt sich nicht durch sie täuschen. Manches Vergnügen scheint so unschuldig, mancher Verkehr so anziehend, manches Buch so trefflich. Aber „da ist ein Weg, der einem Menschen gerade erscheint, aber sein Ende sind Wege des Todes“. (Spr. 16, 25.) Drum sei auf deiner Hut!

Doch woran kann ich denn erkennen, daß dieses oder jenes Licht trügerisch ist? O da gibt es ein Mittel, das nie versagt. Kennst du nicht das Wort des Herrn Jesus: „Ich bin das Licht der Welt; wer mir nachfolgt, wird nicht in der Finsternis wandeln, sondern wird das Licht des Lebens haben“? (Joh. 8, 12.) Hier hast du des Rätsels Lösung. Wer Jesum besitzt, der ist geborgen für Zeit und Ewigkeit, und wer Ihm folgt, für den wird jedes trügerische Licht als solches erkennbar. Satan, der listige und grausame Verführer, spricht: „Komm, bei mir findest du Befriedigung deiner Lust und Vergnügen“. — „Gestohlene Wasser sind süß, und heimliches Brot ist lieblich.“ (Spr. 9, 17.) Jesus, der wahre Freund und Heiland des Sünders, der Besieger Satans, spricht: „Komm, und ich werde dir Ruhe geben“. Glückselig ein jeder, der auf diese Stimme hört! Er wird das Licht des Lebens haben. Er mag rauhe Wege geführt werden, aber als Ziel winkt die ewige Herrlichkeit. Wer Satan folgt, erlebt vielleicht einige vergnügte Stunden, aber das Ende ist ewiges Verderben, der Feuersee.

Wo ist der Gott des Gerichts?

In dem letzten Buche des Alten Testaments, dem Propheten Maleachi, werden uns Einzelheiten mitgeteilt, die ein helles Licht werfen auf den überaus trozigen und gottentfremdeten Zustand des Volkes Israel in jenen Tagen. Neun Fragen sind es, die das Volk an Gott richtet, und sie alle atmen den Geist frechen Hochmuts und erinnern an den Geist, der in unseren Tagen die Massen beherrscht.

Die erste Frage, voll schändlichen Undanks, lautet: „Worin hast du uns geliebt?“ Eine andere, im Munde Schuldiger geradezu erschreckende Frage: „Wo ist der Gott des Gerichts?“ Wenn Gott dann in unendlicher Langmut sich nicht durch Worte und Benehmen der Fragenden erbittern läßt, sondern freundlich zu ihnen redet und sie bittet, zu Ihm umzukehren, rufen sie spöttisch: „Worin sollen wir umkehren?“ Eine vierte Frage, so recht ein Kennzeichen ihres Blindseins und ihrer Verstocktheit, lautet: „Vergeblich ist es, Gott zu dienen, und was für Gewinn, daß wir Seiner Hut warteten?“ Und schließlich setzen sie ihrem vermessenen Widerstand gegen Gott die Krone auf mit den Worten: „Und so preisen wir nun die Übermütigen glücklich: nicht nur sind die Täter der Gesetzlosigkeit aufgebaut worden, sondern sie haben auch Gott versucht und sind entronnen“. (Kap. 3, 13—15.)

Ich wiederhole: Erinnern uns diese Fragen nicht an so manches freche Wort, das heute in der sogenannten Christenheit laut wird? „Wo ist denn

Gott?" so tönt es dreist an unser Ohr. „Schwätzt doch nicht von einem gerechten und richtenden Gott! Wenn ein gerechter Gott wäre, könnte es dann so viel Ungerechtigkeit, so viel Elend auf Erden geben? Nein, es gibt keinen Gott und auch keinen Christus.“ Und redet der Gläubige gar von der Hoffnung der Wiederkunft Christi, so tritt zu Bitterkeit und Unglaube heißender Spott. Dann erfährt man die Wahrheit des Wortes: „In den letzten Tagen werden Spötter mit Spötereien kommen, die nach ihren eigenen Lüsten wandeln und sagen: Wo ist die Verheißung Seiner Ankunft? Denn seitdem die Väter entschlafen sind, bleibt alles so von Anfang der Schöpfung an.“ (2. Petr. 3, 3. 4.)

Und Gott schweigt. Er antwortet den Spöttern nicht, es sei denn daß, als eine Warnung für alle, Seine strafende Gerechtigkeit hie und da in einem besonderen Falle sichtbarlich eingreift. Aber im allgemeinen schweigt Gott in unseren Tagen. Er läßt den Spötter spotten und den Übeltäter übel tun, ähnlich wie zur Zeit des Maleachi. Jahrhunderte vergingen, nachdem dieser letzte Prophet seine warnende Stimme erhoben hatte. Schreckliche Ereignisse spielten sich im Lande Jakobs ab. Gott schwieg. Er sandte keine Propheten mehr. Aber dann sandte Er Seinen Sohn. Jesus Christus, der lang verheißene Messias, kam auf diese Erde und trat in die Mitte Seines Volkes. Die Liebe erschien, und sie redete so freundlich, so bittend zu den Herzen.

Aber ach! seinem Messias tat das verfinsterte Volk Ärgeres zuleide als allen Propheten. Es

verwarf Ihn nicht nur, es brachte Ihn um, wie man einen Verbrecher umbringt. Die heilbringende Gnade Gottes wurde mit Füßen getreten. Seinen Messias schlug Israel ans Fluchholz. Und als Er in die Herrlichkeit aufgenommen war, redeten Seine Apostel nochmals Worte der Gnade zum Volke. Die Antwort war die Steinigung des Stephanus. Da war das Maß voll. Die Stunde des Gerichts brach an. Auf grauenvolle Weise wurde Jerusalem, einst die Stadt des großen Königs, nunmehr der Schauplatz der größten Schandtats, die je von der sündigen Menschheit verübt worden ist, vom Erdboden weggefegt und das Volk der Juden zerstreut über die ganze Erde. Damit ist ein Teil von Gottes Gericht über Israel vorüber, aber die schwersten Tage, Tage, wie die an Not, Leid und Jammer so reiche Erde sie nie erlebt hat, stehen Israel noch bevor. (Lies Matth. 24.)

Und wie steht's mit der Christenheit? Wird das Gericht des entarteten Geschlechts, das sich nach Christo nennt, weniger schrecklich sein als dasjenige Israels? Der Mensch ist verantwortlich nach dem er empfangen hat. Und wieviel mehr hat der Christ empfangen, als der Jude! Vorläufig schweigt Gott noch. Aber bald wird Er sprechen. Man lese nur die Offenbarung. Da haben wir eine Schilderung der Schrecknisse, die über diese Erde kommen müssen, ehe das Reich Jesu Christi hienieden aufgerichtet werden kann. Noch zögert Gott, noch schweigt Er. Aber Sein Gericht kommt, kommt bald! „Der Richter steht vor der Tür.“ „Noch um ein gar Kleines“, und

Kein Spötter wird mehr fragen: „Wo ist der Gott des Gerichts?“

Aber warum schweigt Gott denn noch in unseren Tagen? Es sind da wohl hauptsächlich drei Gründe anzuführen:

1. Gott möchte, daß Sein geliebter Sohn, wenn Er kommt, um die Seinigen zu sich zu nehmen, ein zubereitetes Volk finde. Deshalb benutzt Er diese lange und oft bange Wartezeit zu ihrer Läuterung.

2. Gott ist ein langmütiger Gott. Er hat kein Gefallen am Tode des Sünders. Er will im Gegenteil, daß alle Menschen errettet werden und zur Erkenntnis der Wahrheit kommen. (Vergl. 2. Petr. 3, 9; 1. Tim. 2, 3. 4.) Der Apostel Petrus fordert daher auf, „die Langmut unseres Herrn für Errettung zu achten“. (2. Petr. 3, 15.) Und wie viele Hunderte und Tausende werden errettet in unseren Tagen!

3. Gott wartet mit der Ausführung Seines Gerichts, bis das Maß der Sünde und Bosheit bei den Widerspenstigen und Ungläubigen voll ist. (Vergl. 1. Mose 15, 16.)

Wir können von unseren Tagen wohl sagen, daß Ungerechtigkeit und Gottlosigkeit kaum noch überboten werden können. Das was in 2. Tim. 3, dem letzten Briefe des Apostels Paulus, von den letzten Tagen gesagt wird, trifft sicherlich auf die heutige Zeit zu. Wir leben in ernstesten Tagen. Es ist die Stille vor dem Sturm, die Schwüle vor dem Ausbruch des gerichtlichen Unwetters. Noch aber ist Gnadenzeit. Noch wartet Gott in Langmut. Noch bittet Er die Menschen, sich zu be-

lehren. Gott sei gepriesen ob der großen Dinge, die Er gerade in diesen bösen Tagen tut! Die Finsternis nimmt zu, immer mehr scheidet sie sich von dem Lichte. Aber zugleich regt es sich an vielen Orten. Die Not bringt manchen zur Besinnung. Viele stehen still auf ihrem bösen Wege und kehren um.

Und in der Tat, es ist hohe Zeit. Wer diese Zeilen liest und noch nicht geborgen ist vor dem kommenden Gericht, der mache Ernst! Um dem Gericht zu entfliehen, gibt es nur einen Weg: Wer an den Sohn Gottes glaubt, wird nicht gerichtet. (Joh. 3, 18.) Jesus selbst hat in feierlichster Weise bezeugt: „Wahrlich, wahrlich, ich sage euch: Wer mein Wort hört und glaubt Dem, der mich gesandt hat, hat ewiges Leben und kommt nicht ins Gericht“. (Joh. 5, 24.) Und der Apostel Paulus schreibt an Menschen, deren natürlichen Zustand er kurz vorher in seiner ganzen erschreckenden Abscheulichkeit geschildert hat: „Also ist jetzt keine Verdammnis für die, welche in Christo Jesu sind“. (Röm. 8, 1.)

Christus Jesus ist „der Weg und die Wahrheit und das Leben“. Allein durch Ihn kommt man zum Vater.

Die Tür.

In einer kleinen Stadt lebte ein ehrsamer Handwerker, der zwei Gesellen beschäftigte, beide böse Männer, die tranken, fluchten und lästerten. Da kam ein Evangelist an den Ort, und

nebst vielen anderen wurden auch die beiden Gefellen belehrt. Ihr Leben und Benehmen war von diesem Tage an so gänzlich verändert, daß der Meister ganz verwundert war und dachte, er wolle jenen Prediger doch auch einmal hören.

Seine Frau riet ihm ab. „Geh nicht hin, Johann!“ sagte sie. „Diese Versammlungen sind nur für böse Menschen. Du bist aber ein ehrlicher Mann, dazu noch Kirchenältester. Unser Herr Pfarrer würde es gewiß nicht gern sehen.“

Aber Johann hörte nicht auf seine Frau. In der nächsten Versammlung saß er auf der ersten Bank. Er war nicht wenig erstaunt über die Einfachheit der Predigt. Er hatte eigentlich etwas Übernatürliches erwartet, wodurch die Menschen plötzlich und völlig verändert würden. Dennoch machte das Gehörte Eindruck auf ihn. Er bekam ein Gefühl von seinem sündigen Zustand und von der Wertlosigkeit seines ehrbaren Lebenswandels in den Augen des heiligen Gottes. Da seine Unruhe immer größer wurde, ging er am Abend des folgenden Tages zum Pfarrer, um ihm sein Herz auszuschütten. Der Gang wurde ihm recht sauer. Am liebsten wäre er vor der Tür wieder umgekehrt, und er hoffte im Stillen, die Hausglocke möchte diesmal versagen. In seiner Aufregung aber zog er so stark an dem Glockenstrang, daß es drinnen mächtig läutete. Der Pfarrer kam selbst an die Tür.

„Meister S., Sie sind es?“ fragte er erstaunt. „Kommen Sie mit in mein Zimmer!“

„Ach, Herr Pfarrer!“ stammelte der Eintretende in höchster Verlegenheit, „Sie werden

mich für einen großen Heuchler halten. Zehn Jahre bin ich nun Kirchenältester und habe nicht einmal Christum angenommen! Borerst hätte ich mich bekehren sollen, ehe ich in der Kirche ein Amt übernahm."

Der Pfarrer wußte nicht, was er von den Worten des Meisters halten sollte. Er schaute den Mann ganz bedenklich an und meinte nicht anders, als daß sein Kirchenältester nicht mehr recht bei Sinnen sei. Als er aber den Ernst und die Not des Mannes gewahrte, öffnete er die Bibel und las ihm viele Bibelsprüche vor. Aber alles war vergeblich. Die Unruhe wollte nicht weichen, und Meister S. ging schließlich wieder heim, wie er gekommen war.

Zu Hause nahm er seine eigene Bibel und legte sie auf einen Stuhl. Dann kniete er nieder, betete und öffnete sie. Sein Auge fiel auf Joh. 10, 9. Er las: „Ich bin die Tür; wenn jemand durch mich eingeht, so wird er errettet werden und wird ein- und ausgehen und Weide finden“. Da sprang der Meister auf, fiel seiner Frau um den Hals und rief laut:

„Marie, Marie, endlich habe ich die Tür gefunden, die alleinige Tür! Ich habe an anderer Leute Tür geklopft, auch an des Pfarrers Tür. Aber nun habe ich die richtige.“

Noch an dem gleichen Abend ging der glückliche Mann zum Pfarrer zurück und sagte ihm, daß er jetzt errettet sei, denn er habe die Tür gefunden.





Unter Gottes Geleit.

(Ein Wort zum 18. April.)

Am 16. April des Jahres 1521 herrschte gewaltige Aufregung in der alten Stadt Worms. Eine Spannung füllte die Herzen der in den Straßen auf- und abwogenden Menge, wie sie selbst das Erscheinen Kaiser Karls mit all den Fürsten, Prälaten, Edlen und Mächtigen der Welt zu dem von ihm einberufenen Reichstag im Januar des Jahres nicht hervorgerufen hatte. Und wem galt die Erwartung der Tausende? Einem einfachen Mönch, dem der Papst Tod und Verderben geschworen hatte, und dem die Mächtigen dieser Erde mit wenigen Ausnahmen alles andere als freundlich gesinnt waren. Am 2. April war der Erwartete von Wittenberg abgefahren. An diesem Tage nun sollte er in Worms eintreffen. Es war gegen 10 Uhr des Vormittags, als das Horn des Turmwächters erklang. Die Aufregung erreichte den Höhepunkt. Bis zu den Dächern hinauf waren die Häuser mit neugierigen Zuschauern besetzt. Da fuhr ein be-

scheidener Wagen durch das Tor in die Stadt. Ein paar Mönche saßen darin und ein Edelmann. Vorauf ritt ein kaiserlicher Herold. Ein größerer Haufe Berittener folgte. Als der Wagen durch die Straßen rollte, schlossen Unzählige sich ihm an und begleiteten ihn bis zu dem Hause, vor dessen Tür er hielt.

So zog Luther in Worms ein. Auf der langen Reise hatte es nicht an Warnungen ernstester Art gefehlt, die den Besuch von Worms widerrieten. Mit Recht fürchteten die Freunde des Reformators, daß man mit ihm ähnlich verfahren werde, wie es seinerzeit mit Johann Hus geschehen war. Aber auf alle Warnungen hatte der unerschrockene Mann nur die eine Antwort: „Ich vertraue auf Gott, den Allmächtigen, dessen Wort und Gebote ich vor mir habe“. Mit diesem Vertrauen hatte er die beschwerliche Reise angefangen, so sie vollendet, und jetzt war er da.

Am nächsten Tage wurde Luther in den Reichstag geführt, um hier vor dem Kaiser und den Würdenträgern des Reichs seine Sache darzutun und gegen die vielen wider ihn erhobenen Anklagen zu verteidigen. Wieder stand in den Straßen die Volksmenge Kopf an Kopf. Das Gedränge wurde schließlich so groß, daß man Luther durch Privathäuser und Gärten zum SitzungsSaale führen mußte. Viele Edle und Ritter standen vor den Türen, unter ihnen ein alter Kriegsmann, ausgezeichnet durch Haltung und glänzende Rüstung. Es war der berühmte kaiserliche Feldhauptmann Georg von Frundsberg, der „Vater der Landsknechte“, wie er genannt

wurde. Frundsberg schaute den blassen Mönch mit ehrlicher Bewunderung an, klopfte ihm auf die Schulter und sagte, wie erzählt wird: „Mönchlein, Mönchlein, du gehst jetzt einen Gang, dergleichen ich und mancher Obrister auch in unserer allerernstesten Schlachtordnung nicht getan haben. Bist du auf rechter Meinung und deiner Sache gewiß, so fahre in Gottes Namen fort und sei getrost. Gott wird dich nicht verlassen.“

Fürwahr, Luther bedurfte eines solchen Hinweises, denn es war die Höhle des Löwen, die er betrat. Mancher jener hohen Herren, die sich um Karl V. scharten, hätte wer weiß was darum gegeben, wenn er den Mund des trotzigen, auf-rührerischen Mönches für immer hätte schließen können. Und wäre Karl V. seinen eigenen Gefühlen gefolgt, so hätte er den Wunsch des Papstes und seiner Gesandten nur zu bereitwillig erfüllt.

Die Entscheidung fiel indessen an diesem Tage nicht. Luther bat um einen Tag Bedenkzeit, bevor er sich zu seinen Büchern, von denen etwa zwanzig auf dem Tische lagen, und zu den erhobenen Anklagen äußere. Es scheint, als ob der Anblick der glänzenden Versammlung, unter der kaum zwei oder drei sein mochten, die ihm zugetan waren, ihn für einen Augenblick verwirrt und beängstigt habe. Seine Worte klangen schüchtern und machten wenig Eindruck, und der Kaiser selbst äußerte, dieser Mönch werde ihn nie zum Ketzer machen.

Die Bedenkzeit wurde bewilligt, und Luther kehrte in seine Herberge zurück.

Und nun möchte ich den Leser bitten, sich den oberen Teil unseres Bildes anzusehen. Der untere



zeigt uns den Vorgang mit Georg von Frundsberg, der obere das, was sich in der auf diesen Tag folgenden Nacht in Luthers Kämmerlein abspielte, und was für die kommenden Ereignisse unendlich wichtiger war als alle Außerlichkeiten.

Es erging Luther ähnlich wie Petrus, als er auf die hochgehenden Wogen anstatt auf Christum blickte. Und die Wogen gingen hoch in diesen Stunden. Was würde der morgige Tag bringen? Würden die Freunde mit ihren Ahnungen Recht behalten? Tiefe Bangigkeit befiel den bisher so unerschrockenen Mann. Sein Glaube wurde schwach. Es war ihm, als müsse er versinken. Da tat er das, was ihm allein helfen konnte in dieser Not. Er sank auf seine Kniee, und schwere, bange Seufzer drangen aus seiner geängstigten Seele zum Thron der Gnade empor. Ein Freund, der von diesem Zustand hörte, eilte besorgt herbei und ist so teilweise Ohrenzeuge geworden von den abgebrochenen Schreien, die aus der stillen Kammer zu Gott empordrangen.

„Allmächtiger und ewiger Gott!“ so klang es an sein lauschendes Ohr, „wie schrecklich ist diese Welt, wie öffnet sie den Rachen, mich zu verschlingen, und wie schwach ist mein Vertrauen zu Dir! — — Wie schwach ist das Fleisch, wie mächtig Satan! — — O Gott! O Gott! — — Du, mein Gott, stehe mir bei wider aller Welt Weisheit, tue Du es! Du mußt es tun, Du allein, ist es doch nicht meine, sondern Deine Sache. — Stehe mir bei, Du treuer, ewiger Gott! ich verlass mich auf keinen Menschen. — — Es ist umsonst, es sinkt alles, was fleischlich ist. — — O

Gott, mein Gott, hörst Du mich nicht? — —
 Mein Gott, bist Du tot? — Nein, Du kannst
 nicht sterben, Du verbirgst Dich nur. — Gott, stehe
 mir bei im Namen Deines Sohnes Jesus Christus,
 der mein Schutz, mein Schild, meine Burg ist!"

Darauf wurde es still im Zimmer. Schweigend
 rang der geängstigte Mann im Gebet weiter. Nach
 einer Pause begann er von neuem:

„O Herr, wo bleibst Du? Du mein Gott, wo
 bist Du? — — Komm, komm, ich bin bereit, —
 bereit, mein Leben für Deine Wahrheit zu lassen,
 geduldig wie ein Lamm. Denn die Sache ist ge-
 recht, und sie ist Dein. — Ich lasse nicht von
 Dir, weder jetzt noch in Ewigkeit. — — Und
 wäre die Welt voll Teufel, und müßte mein Leib,
 der Dein Werk ist, in den Staub beißen, gebierteilt,
 zerschnitten, verbrannt werden — meine Seele ist
 Dein, das verbürgt mir Dein Wort. — Meine
 Seele gehört Dir zu und bleibt auch bei Dir
 ewig. — Amen. O Gott, stehe mir bei! —
 Amen.“

So betete Luther. Freilich, sein Gebet verrät,
 daß er die gesegneten Wahrheiten von seinem Eins-
 sein mit Christo, von seiner völligen Annahme in
 dem Geliebten noch wenig verstand, aber wie wirk-
 lich war seine Gemeinschaft mit Gott! Es war
 das Schreien eines aufrichtigen Herzens.

Und Gott hörte. Als Luther am folgenden
 Tage abermals vor Kaiser, Fürsten und päpstliche
 Abgesandte trat, da war seine Schüchternheit ver-
 schwunden. Er war wieder der unerschrockene
 Streiter von früher, dessen Hand es gewagt hatte,
 die Thesen an die Wittenberger Schloßkirche zu

schlagen und damit die Brandfackel in die weite Welt zu schleudern, der Mann, der selbst die päpstliche Bannbulle ins Feuer geworfen und sich damit offen von Rom losgesagt hatte. In aller Bescheidenheit, wie es sich geziemte dem Haupte des großen deutschen Reiches gegenüber, aber dabei mit fester Entschiedenheit, ging er des längeren auf den Inhalt seiner Bücher ein, widerlegte die gegen ihn erhobenen Beschuldigungen und bat darum, ihn auf Grund des Wortes Gottes seines Irrtums zu überführen. Dann, aber auch nur dann, sei er bereit, jeglichen Irrtum zu widerrufen und als erster seine Bücher den Flammen zu überliefern.

Doch mit diesen Erklärungen und Anerbietungen Luthers war den Feinden des reformatorischen Gedankens nicht gedient. Sie hatten keineswegs die Absicht, sich durch Gottes Wort überführen zu lassen. „Willst du widerrufen oder nicht?“ Darum allein handelte es sich. Wie hätte sich die allmächtige und allweise Kirche von einem armen deutschen Mönch eines Fehlers zeihen lassen können? Finster und drohend blickten Roms Abgesandte den Ketzer an. Aber furchtlos und unerschrocken antwortete der schlichte Mann:

„Weil kaiserliche Majestät, kurfürstliche und fürstliche Gnaden eine einfache Antwort begehren, so will ich eine geben, die weder Hörner noch Zähne hat, nämlich: Es sei denn daß ich mit Zeugnissen der Heiligen Schrift oder mit klaren und hellen Gründen und Ursachen überwunden und überwiesen werde, und ich also mit den Sprüchen, die von mir angeführt sind, überzeugt werde und mein Gewissen in Gottes Wort gefangen ist, so kann und will

ich nichts widerrufen, weil es weder sicher noch geraten ist, etwas wider das Gewissen zu tun.“ Er schloß mit den bekannten Worten, die gläubiges Vertrauen mit dem Bewußtsein eigenen Unvermögens in so köstlicher Weise verbinden:

„Hier stehe ich. Ich kann nicht anders. Gott helfe mir! Amen.“

Die Würfel waren gefallen. Die Päpstlichen schäumten vor Wut. Viele aber der anwesenden Fürsten vermochten ihre laute Bewunderung kaum zurückzuhalten. Luther kehrte, von einem großen Volkshaufen wie ein Sieger geleitet, in seine Herberge zurück. Er war auch ein Sieger, aber nicht aus eigener Kraft, sondern durch die Kraft Jesu Christi. Im Hause angekommen, reckte er die Arme hoch in die Luft und stieß aus tiefster Brust die Worte aus: „Ich bin hindurch! Ich bin hindurch!“

Einige Tage später wurde er mit sicherem Geleit wieder in seine Heimat entlassen. Was sich dann weiter auf dieser Reise abspielte, wie Luther unterwegs auf Geheiß des Kurfürsten von Sachsen, der trotz bewilligten freien Geleits für das Leben seines Lieblings fürchtete, von Reitern, die als Wege-lagerer verkleidet waren, überfallen und auf die Wartburg entführt wurde usw. usw., davon möchte ich hier nichts berichten, auch nicht über die Frucht, die aus seinem Auftreten vor dem Reichstag hervorsproßte. Es ging mir nur darum, mit der Erzählung der bekannten Begebenheiten, die sich in diesem Monat zum vierhundertsten Male jähren, zwei Dinge hervorzuheben: die sorgende Treue Gottes und die siegende Kraft des Gebets.

Wenn man sieht, wie Satan in jenen Tagen all seine List und Tücke aufbot, um die Segensbotschaft von der Gerechtigkeit aus Glauben wieder zu unterdrücken, die nach vielhundertjähriger geistlicher Nacht neu verkündigt worden war, so kann man nur mit tiefster Bewunderung Gottes Tun verfolgen. Gott war es, der Seinem Zeugen den Mut gab, trotz der gegenteiligen Ratschläge der Freunde die Reise nach Worms durchzuführen. Gott war es, der alle Gefahren abwandte, der Seinen Knecht stärkte, als diesem der Mut zu entsinken drohte, der ihm unerschrockene Worte in den Mund legte, die die Herzen der Widersacher durchbohrten, und die den Freunden des Evangeliums von der freien Gnade Gottes für alle Zeiten zur Ermunterung und Stärkung dienen werden. Gott war es, der das Herz des Kaisers lenkte, sodaß er nicht auf böse Einflüsterungen hörte, obwohl er selbst den Mann haßte, den seine Freunde und Ratgeber zu verderben trachteten. Und Gott war es wiederum, der Seinen Knecht schließlich an den Platz brachte, wo er das gewaltigste Werk seines Lebens, das der Bibelübersetzung, in Ruhe beginnen konnte. Im festen Vertrauen auf die Allmacht und die Hilfe dieses seines Gottes ging Luther den ihm vorgeschriebenen Weg trotz Tod und Teufel. Und als schließlich die Wogen haushoch gingen, als Satan seine feurigen Pfeile so dicht und brennend schoß, daß Luthers Glaubenskraft zu erlahmen drohte, da klammerte er sich betend an seinen Gott. Und dieser Gott ließ ihn nicht, wenn es ihm auch eine Zeitlang so scheinen mochte. Er hob ihn empor aus der Grube des

Aleinmuts und Zweifels und gab ihm neue Kraft, um vor den Großen der Erde nicht nur zu bestehen, sondern auch als Sieger aus dem Kampfe hervorzugehen.

Vierhundert Jahre sind seitdem verflossen. Vieles hat sich in den Jahren geändert, vieles von dem, was sich heute noch auf Luthers Wort und Tat stützt, gleicht einem absterbenden Baume. Aber diese zwei Dinge, die wir betonten, sind geblieben. Auch heute noch ist Gott Sonne und Schild allen, die auf Ihn vertrauen. Er ist derselbe an Macht und Weisheit, derselbe an Liebe und Erbarmen. Und wer heute, sei es in gläubigem Vertrauen, sei es unter Zittern und Zagen, zu Ihm seine Zuflucht nimmt im Gebet, der erfährt, was Gott zu tun vermag, erfährt, daß das Gebet eine Macht ist, der Satan kraftlos gegenüber steht.

Zum Tode verurteilt und doch glücklich.

Sechzehn Jahre war er alt, der junge Holländer, als er sich bei der Kolonialtruppe seines Landes anwerben ließ. Er war zu jener Zeit ein ordentlicher Junge, dem man die gute Erziehung anmerkte. Aber sechs Jahre später war er ein anderer geworden. Ein leichtfertiges, zügelloses Leben hatte ihn den Sitten und dem Gott seiner Väter gänzlich entfremdet.

Eines Tages nahm er, wie das häufig vorkam, an einem Trinkgelage teil. Bei dieser Gelegenheit geriet er mit einem Unteroffizier in Streit,

und als dieser ihm einen Verweis erteilte, vergaß er sich so weit, daß er ihn vor seinen Kameraden schlug. Die Sache kam vors Kriegsgericht, und der Missetäter wurde zum Tode verurteilt.

Der Unglückliche war entsetzt. Er hatte gemeint, der Fall würde mit „ein paar Monaten“ Kerkerhaft erledigt sein, und nun dieses schreckliche Urteil! Er legte Berufung ein, aber er wurde abgewiesen. In seiner Not wandte er sich an den Höchstkommmandierenden selbst. Die Antwort ließ auf sich warten. Aber es hieß, sie würde ablehnend ausfallen. Die Strafe sollte in voller Schärfe vollzogen werden.

Nun fügte Gott es so, daß gerade um diese Zeit der Missionar Kommensen, der von Sumatra nach Europa zurückkehren wollte, an den Ort kam, wo der unglückliche junge Soldat auf den Ausgang seiner Strassache wartete. Sobald Kommensen davon hörte, ging er zum Kommandanten und bat um eine Unterredung.

Der Offizier empfing den bekannten Missionar freundlich, teilte ihm Einzelheiten über den Fall mit, betonte aber, daß der Missetäter auf keine Gnade zu rechnen habe. Auch von der höchsten Stelle war das Gnadengesuch abschlägig beschieden worden, und er selbst war beauftragt, den Gefangenen am folgenden Morgen hiervon in Kenntnis zu setzen. Auf die Bitte des Missionars erklärte er sich bereit, den Verurteilten zu fragen, ob ihm der Besuch des Missionars erwünscht sei.

Die Antwort lautete bejahend. Kommensen besuchte daraufhin den Gefangenen und fand ihn in einem bejammernswerten Zustand. Die Bestä-

tigung des Todesurteils hatte ihn aufs neue tief entsetzt, da er bestimmt mit der Zubilligung mildern-der Umstände gerechnet hatte. Es tat dem Besucher unendlich weh, daß auch er dem Unglücklichen keine bessere Botschaft bringen konnte. Im Gegenteil mußte er betonen, daß er von den Menschen keine Gnade zu erwarten hatte; „aber“, so setzte er hinzu, „bei Gott gibt es auch für Sie Gnade und Vergebung um Jesu willen. Und darüber möchte ich jetzt mit Ihnen reden.“

In der nun folgenden Unterredung stellte es sich heraus, daß der junge Kriegsmann große Furcht vor dem Tode hatte. Er bekannte weiter, daß er, solange er Soldat sei, ohne Gott gelebt und nie einen Gottesdienst besucht habe. Darauf fragte Kommissar nach seinen Eltern. Die Frage machte sichtlich Eindruck. Der Jüngling wurde warm und erzählte, er habe sehr fromme Eltern gehabt. Sein Vater sei mit einem Psalm auf den Lippen gestorben. Er sei auch von Kindheit an in Gottes Wort unterwiesen worden, aber es sei nichts mehr davon zurückgeblieben. Er konnte keine einzige Bibelstelle auswendig.

Mit liebendem Ernst legte der Missionar dem armen, so tief gefallenem Menschenkinde den Weg des Heils aus. Er erzählte ihm die Geschichte des Kreuzes und bat ihn, zu diesem Kreuz seine Zuflucht zu nehmen. Der Gefangene hörte wohl zu, aber noch war er zu sehr mit sich und seinem Schicksal beschäftigt, als daß das Gehörte wirklich Eingang in sein Herz gefunden hätte. Der Gedanke, am Ende würde er doch noch begnadigt werden, verließ ihn nicht. Es war nur natürlich,

daß der Missionar das tiefste Mitgefühl mit dem Unglücklichen hatte. Er machte einen letzten Versuch und telegraphierte an den Gouverneur, aber die Antwort lautete: „Das Urteil muß vollzogen werden“.

So kam der letzte Tag vor dem zur Vollstreckung des Urteils bestimmten. Von Tag zu Tag, von Stunde zu Stunde hatte der Gefangene mit stets steigender Unruhe auf eine Gnadenbotschaft gewartet. Vergeblich! Da endlich brach er zusammen und schrie wie ein Verzweifelter zu Gott um Erbarmen. An diesem Tage traten die Schrecken des Gerichts, das nach dem Tode kommt, vor sein Auge; und er erkannte, was er vor Gott war. Auf den Knien rief er um Gnade, und dieses Rufen war nicht vergeblich. Gott richtete das Auge des unglücklichen jungen Menschen auf das Kreuz von Golgatha, und mit einemmal ging ihm die Erkenntnis über das große dort geschehene Wunder auf. Er warf sich in Jesu Arme. Und als der Missionar ihn wieder besuchte, fand er eine Seele, die da jubelte im Bewußtsein vergebener Schuld. Dem armen Verurteilten war Gnade zuteil geworden.

Einer der ersten Beweise des empfangenen neuen Lebens war der Wunsch, vor seinem Tode noch einmal die Offiziere seines Regiments sprechen und sie um Verzeihung bitten zu dürfen für alle Mühe, die er ihnen gemacht hatte.

Tausende waren zusammengeströmt, um der Hinrichtung des jungen Soldaten beizuwohnen, und tiefes Mitgefühl stand in vielen Augen zu lesen, als der Verurteilte, bleich aber gefaßt, seine kleine

Bibel in der Hand, zur Richtstätte geführt wurde. Hier angekommen, wurde er gefragt, ob er noch einen Wunsch habe. Er bat darauf, von seinen Kameraden Abschied nehmen und ihnen ein letztes Wort sagen zu dürfen. Die Bitte wurde gewährt. Als er vor der Kompanie stand, wies er zunächst auf die gottlose Lebensführung der Soldaten hin mit dem Zusatz, er würde nicht an diesem Platz stehen, wenn mehr Gottesfurcht und Sittlichkeit im Regiment geherrscht hätten. Dann bat er alle, sich ein Beispiel an ihm zu nehmen und einzuhalten auf dem Wege, der für Leib und Seele verderblich sei. Er bezeugte ihnen, er fürchte sich jetzt nicht mehr vor dem Tode, da er Versöhnung für seine Sünden gefunden habe in Jesu Blut; er ruhe mit glücklichem Herzen in der Liebe seines Herrn und freue sich, bald bei Ihm zu sein, für immer befreit von der Sünde und den Verführungen dieses bösen Zeitlaufs.

Nachdem er ausgesprochen hatte, bat er den neben ihm stehenden Herrn Kommissar, noch einmal mit ihm zu beten, und nachdem das geschehen war, bat er ihn, ihm das letzte Wort des Herrn am Kreuz aufzuschlagen: „Vater, in deine Hände übergebe ich meinen Geist!“

Auf dieses Wort legte er seinen Finger, und so, die Bibel in der Hand, den Finger auf die Stelle gelegt, wünschte er zu sterben. Dann kniete er nieder, entblößte die Brust und ließ sich die Augen verbinden. „Feuer!“ klang es aus dem Mund des führenden Offiziers. Mehrere Kugeln trafen ihn so gut, daß er unmittelbar den Geist aufgab, — aufgab in des Vaters Hände.

Das ganze Schauspiel machte einen gewaltigen Eindruck auf die Menschenmenge. So jung sterben zu müssen und dabei so glücklich und gefaßt zu sein, das war etwas Außergewöhnliches.

Lieber Leser! Du bist vielleicht mit dem Ausgang meiner Geschichte nicht ganz zufrieden und meinst, dem jungen Soldaten hätte in letzter Stunde auch von seiten der Menschen noch Gnade widerfahren sollen. Freilich würde ein solcher Ausgang unseren menschlichen Gefühlen mehr zusagen. Aber vergiß nicht, daß Gott über allem steht. Ihm wäre es ein Leichtes gewesen, Sein Kind, das Er unaussprechlich liebte, vor solchem Tode zu bewahren. Es war ganz gewiß besser so. Wer weiß, ob der junge Mann nicht auf die Dauer den mancherlei Versuchungen des Soldatenstandes aufs neue unterlegen wäre? Wer weiß auch, ob nicht manche Seelen durch sein letztes, eindrucksvolles Zeugnis auf den Weg des Heils geführt worden sind? Und hat nicht vielleicht diese ernste Begebenheit auch dir etwas zu sagen?

„Rette dich um deines Lebens willen!“

Rette dich um deines Lebens willen!“ Mit diesen Worten drängten die Engel den zögernden Lot, eilends der Stätte zu entfliehen, die in kürzester Zeit durch Gottes Feuer und Schwefel hinweggerafft werden sollte.

„Rette dich um deines Lebens willen!“ So möchten auch wir heute jede Seele drängen, dem kommenden Gericht zu entfliehen, das bereit ist, über die ganze schuldbeladene Erde hereinzubrechen.

„Rette dich um deines Lebens willen!“ Man meint, die Sorge der Engel um das Leben des armen Lot aus ihren Worten herauszittern zu hören. Möchte diese Sorge auch aus unseren Worten an das Ohr eines jeden klingen, der noch in Gefahr steht, von dem kommenden Gericht verschlungen zu werden! Lieber, unbefehrter Leser! Es steht etwas auf dem Spiele. Dein Fall ist ernst, die Zeit ist kurz, die Gefahr groß. Bald kommt der Tag des Gerichts. Dein Leben hängt an einem seidenen Faden. Jeden Augenblick kann er abgeschnitten werden, und was dann? Du versinkst dann in die Tiefe ewiger Todesnacht. Nach dem Tode kommt das Gericht. Die, welche in ihren Sünden sterben, sind für immer aus Gottes Gegenwart ausgeschlossen, sind auf ewig verloren. Glaubst du das? Gottes Wort sagt es. Und die Menschen, die etwas anderes lehren, betrügen dich, mögen sie sich auch hundertmal brüsten, eine besonders tiefe Schrifterkenntnis empfangen zu haben. Wer da sagt, das Gericht sei nicht von ewiger Dauer, der Gott der Liebe könne nicht Menschen für ewig verloren gehen lassen, ist ein Lügner und Betrüger, ein Lügner vor Gott und Menschen.

„Rette dich um deines Lebens willen!“ Noch ist Gnadenzeit. Aber nur „heute“ ist die wohl-
annehmliche Zeit, „heute“ der Tag des Heils. Mit „morgen“ begibt man sich bereits auf ge-

fährlichen Boden. Denn „morgen“ kann es schon zur Gnade zu spät sein. Und wenn dann am Tage des Gerichts Jesus in flammendem Feuer vom Himmel her geoffenbart werden wird, dann werden sie, die von der Nacht sind, d. h. die Kinder der Finsternis, „nicht entfliehen“.

Wer aber wäre imstande, die ewige Not und Verzweiflung einer verlorenen Seele zu schildern? Wer könnte solche Qual ermessen? „Es ist furchtbar, in die Hände des lebendigen Gottes zu fallen!“ — „Denn auch unser Gott ist ein verzehrendes Feuer.“ (Hebr. 10, 31; 12, 29.) Darum entfliehe, rette dich! Schiebe nicht eine Stunde länger auf! Du bist vom Tode umgeben. Wache auf, wache auf! Du bist ein Sünder, und nicht eine deiner zahllosen Sünden ist vor Gott vergessen, nicht eine kannst du tilgen. Das vermag allein das kostbare Blut Jesu Christi. Darum nimm deine Zuflucht zu Jesu!

Geh auch genau so wie du bist zu Ihm! Er nimmt jetzt noch jeden bußfertigen Sünder mit offenen Armen auf. Vertraue dich Ihm an! Du darfst es ohne Scheu tun. Er ist ein wunderbarer Heiland! Sein Erbarmen kennt keine Schranken. Für Sünder ging Er, der Heilige, in den Tod. Ihn verlangt nach unsterblichen Seelen. „Kommet her zu mir, alle ihr Mühseligen und Beladenen, und ich werde euch Ruhe geben.“ So sagte Er damals, als Er auf Erden war, und so sagt Er noch heute. Kannst du solch bittender Liebe widerstehen? Rette dich um deines Lebens willen! Wirf dich in Jesu Arme! Denke an die Liebe Seines Herzens, an Ihn, der noch auf dem Kreuze nicht

nur für die betete, die Ihn so grausam töteten, sondern der auch willig Sein Leben hingab für alle, die an Ihn glauben.

Dann wirst auch du dankbaren Herzens in die Worte einstimmen können:

Ewig soll Er mir vor Augen stehen,
 Wie Er als ein stilles Lamm
 Dort so blutig und so bleich zu sehen,
 Hängend an des Kreuzes Stamm;
 Wie Er dürstend rang um meine Seele,
 Daß sie Ihm zu Seinem Lohn nicht fehle,
 Und dann auch an mich gedacht,
 Als Er rief: Es ist vollbracht!

„Fürchte dich nicht. Glaube nur!“

Wie einfach der Weg zum Vaterherzen Gottes ist, wie aber andererseits Gott diejenigen ernste Wege gehen lassen muß, die einst zu glauben bekannten, sich dann aber wieder der Welt zuwandten, zeigt die folgende anspruchslose Erzählung eines gläubigen Bergmannes.

In meinem 12. Lebensjahre bekannte ich, ein Eigentum des Herrn zu sein und wurde auch als solches getauft. Aber es währte nicht lang, da hatte Satan mich wieder ganz in seiner Gewalt. Nur mit Widerwillen besuchte ich die Zusammenkünfte der Gläubigen. Nach meiner Schulentlassung wurde es noch schlimmer. Meine Eltern ließen es weder an liebevollen noch an ernstesten Ermahnungen fehlen, aber ich hörte nicht auf sie, sondern ging mit einem Freund, der auch ein Kind gläubiger Eltern war, von einem Vergnügen zum anderen.

In keiner Wirtschaft, bei keiner Tanzbelustigung ging es uns toll genug zu. Wir erfuhren, mit welcher Lust Satan sich bemüht, gerade die armen, gefallenen Söhne gläubiger Eltern in den tiefsten Strudel der Welt hineinzuziehen.

Ruhig waren wir nicht auf unseren Sündenwegen. Die Gebete der Eltern verfolgten uns überall. Wir wußten ganz gut, wo unser Platz war, und doch gingen wir unsere eigenen Wege.

Noch jung an Jahren, heiratete ich ein katholisches Mädchen. Da meine Braut gern kirchlich getraut, ich aber nicht katholisch werden wollte, traten wir beide zur evangelischen Kirche über. Wir gingen aber nicht oft zur Kirche. Schon bei dem Vorbereitungsunterricht merkte ich, daß der Pfarrer nicht gläubig war. Trotz des traurigen Zustandes, in dem ich mich befand, konnte ich ihm erklären, was eigentlich Bekehrung ist, und wenn ich nun auch kirchlich wurde, so war es mir doch klar, daß die Landeskirche nicht der rechte Platz für mich sei.

Die Wirtschaften und weltlichen Vergnügungsstätten hatten nach meiner Verheiratung keinen besonderen Reiz mehr für mich. Mit der Zeit ging ich überhaupt nicht mehr aus, sondern lebte und arbeitete nur noch für meine Familie. Die ruhige, geregelte Lebensweise schläferete aber auch mein Gewissen ein. Die innere Unruhe schwand mehr und mehr. Ich arbeitete am Sonntag genau so wie an allen anderen Tagen und kam überhaupt nicht mehr unter den Schall des Wortes Gottes.

Der Herr aber in Seiner großen Gnade und Barmherzigkeit vergaß mich nicht. Wiederholt

wedte Er mich aus dem Sündenschlaf dadurch auf, daß Er mich im Bergwerk dem Tode in seiner ernstesten Gestalt gegenüberstellte. Es würde zu weit führen, wollte ich alle die wunderbaren Bewahrungen erzählen. Aber bei all diesen Vorkommnissen erging es mir ähnlich wie dem Pharao. War die Gefahr glücklich überstanden, so verhärtete ich aufs neue mein Herz.

Da, es war am 20. Oktober 1915, ließ der Herr zu, daß ein ernstlicher Unfall mich traf. Ein Bein wurde mir zerschmettert. Wochenlang lag ich hoffnungslos daneben. Das Bein wurde abgenommen. Jetzt endlich, am Rande des Todes, erwachte mein Gewissen. Laut schrie ich zu Gott in meiner Angst und Not. Alle meine Sünden standen vor mir, mein ganzes verlorenes Leben klagte mich an. Was sollte aus mir werden? Vor Angst zitternd lag ich auf meinem Lager. In der Nacht nach der Operation wollte kein Schlaf in meine Augen kommen. Ich bat die beiden Krankenschwestern, die ratlos an meinem Bett standen, um eine Morphiumspritze. Aber der leitende Arzt, den man telephonisch anrief, verweigerte die Erlaubnis. Schließlich reichte man mir etwas Beruhigendes zu trinken.

Am nächsten Morgen dachte ich: „Jetzt oder nie!“ Ich fühlte, heute mußte es zu einer Entscheidung kommen. Wieder schrie ich zum Herrn um Gnade. Da plötzlich hieß es in mir: „Fürchte dich nicht! Glaube nur!“ Und siehe da, mit einemmal war jede Furcht verschwunden. Ich konnte glauben, daß der Herr mich angenommen hatte. Und nun wußte ich, daß meine Sünden vergeben waren.

Eine unbeschreibliche Freude überkam mich in diesem Augenblick. Ich richtete mich im Bett auf und erzählte jedem, der in den Saal kam, was der Herr Großes an mir getan hatte. Einige wenige freuten sich mit mir, andere schüttelten den Kopf. Am meisten freute sich mein lieber Vater, der mich oft des Abends nach der Schicht im Krankenhause aufsuchte.

Der Verlust meines Beines wurde mir durch die Freude am Herrn reichlich entschädigt. Der Herr gab mir auch Kraft, die schmerzhaftesten Operationen geduldig und ohne Klagen auszuhalten, sodaß ich mich manchmal über mich selber wundern mußte, denn ich war vorher gegen Schmerzen ziemlich empfindlich gewesen. Und so wie im Krankenhause war auch später daheim die Gnade und Liebe des Herrn alle Morgen neu. Immer wieder mußte ich erfahren, daß, wenn die Not am größten, Gottes Hilfe am nächsten war. Meine Frau, die den Herrn noch nicht kannte, wurde oft zu Tränen gerührt, wenn sie sah, wie Gott stets zur rechten Zeit half.

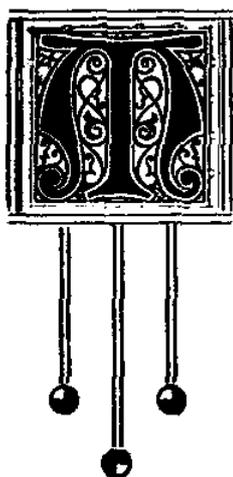
Der Herr tat aber noch Größeres. Er half nicht nur in äußeren Dingen, Seine Gnade wirkte auch an den Herzen meiner Frau und meiner beiden Kinder. Alle bekennen heute, ein Eigentum des Herrn zu sein, sodaß ich im Blick auf meine ganze Familie glücklich singen kann:

„O selig Haus, wo man dich aufgenommen,
Du wahrer Seelenfreund, Herr Jesu Christ,
Wo unter allen Gästen, die da kommen,
Du der gefeiertste und liebste bist!“





Die Geschichte meines Vaters.



Aein Vater ist in der Schweiz geboren, und zwar in einem jener Täler des Jura, deren Bewohner sich hauptsächlich mit Viehzucht und Uhrmacherei beschäftigen. Seine Eltern waren ehrsame und fleißige Leute, leider aber ganz nachlässig betreffs des Heils ihrer Seele und gleichgültig in Bezug auf Gott.

Trotz der Erweckungen im Tale und der Belehrung mehrerer ihrer Nachbarn und Freunde waren sie jedem geistlichen Einfluß verschlossen geblieben. Wenn mein Großvater von der Bibel sprach, so tat er es nur, um seinen Zweifeln Ausdruck zu geben, daß sie das Wort Gottes sei. Zwar schickte er seine Kinder in die Kirche, aber nur aus dem Grunde, damit niemand sie Heiden nennen könne. Im übrigen galt die Religion ihm als Zeitverlust, ja, als eine törichte und lächerliche Sache. Und doch gefiel es dem Gott aller Gnade, aus dieser bedauernswerten Familie ein Glied herauszunehmen,

um an ihm die ganze Größe Seiner Barmherzigkeit zu erweisen. Dieses Glied war mein Vater. Doch hören wir ihn selbst:

„Ich bin in der protestantischen Religion unterwiesen und im Jahr 1844 als Glied der Kirche meiner Eltern aufgenommen worden. Aber ich war, dem Vorbilde meines Vaters folgend, mehr Zweifler als Gläubiger. Zwei Jahre nach meiner Konfirmation war ich dahin gekommen, offen die Bibel als das Wort Gottes zu leugnen und ihren Inhalt zu verwerfen, abgesehen vielleicht von dem geschichtlichen Teil, den ich für wahr hielt.

„Es war um jene Zeit, daß ich mich in einem besonderen Zweige des Uhrmacherhandwerks ausbilden sollte. In unserem Tale gab es nur einen Mann, der ein Meister in diesem Fach war. Er hieß H. B. und genoß allgemeine Achtung. Drei Jahre hatte Herr B. in Genf gelebt. Er galt als einer der geschicktesten Uhrmacher im Lande. Leider hatte er, wenigstens in unseren Augen, einen großen Fehler. Er war ein „Mömier“ (Mucker), wie man bei uns die Leute nannte, die sich durch ein besonders ernstes, treues Christentum auszeichneten. Man sagte von ihm, er kenne die Bibel besser als der beste Pfarrer. Aus diesem Grunde zögerte mein Vater lange, mich zu diesem Manne in die Lehre zu geben. Schließlich gelang es mir, ihn mit der Versicherung zu beruhigen, für mich bestehe keine Gefahr, da ich ja doch nicht an die Bibel glaube.

„Ich kam also zu Herrn B. in die Lehre und fand in ihm einen Mann in den reiferen Jahren, verständig und freimütig, ganz anders wie die

Dorfbewohner unserer Gegend zu sein pflegten. Er war in vielen Dingen bewandert und gern bereit, andere an seinem Wissen und Können teilnehmen zu lassen. Manche schienen eine gewisse Scheu vor ihm zu haben, aber für mich hatte sein Wesen viel Anziehendes. Ich war bald vertraut mit ihm. Sein Haus war eines Christen würdig und seine Unterhaltung stets nützlich. Zum erstenmal in meinem Leben sah ich hier, was ein wahrer Christ und was wahres Christentum ist.

„Bald begleitete ich meinen Meister zu den Versammlungen, die er besuchte. Man las die Bibel, und Herr B. oder auch andere, aber alles einfache, ungelehrte Leute, gaben in kürzerer oder längerer Rede Erklärungen über die verlesenen Abschnitte. Die Lieder, die man sang, waren schön. Nie wurden Gebete vorgelesen, sondern stets kamen sie in einfacher Sprache aus der Fülle der Herzen. Manchmal waren auch Fremde da, sogenannte „Arbeiter“, bei denen ich eine besondere Schriftkenntnis oder Gabe im Verkündigen des Wortes wahrnahm. Dies setzte mich nicht wenig in Erstaunen. Wenn ich aber meinem Meister gegenüber eine diesbezügliche Bemerkung machte, erwiderte er ruhig, nachdem ich das Vorrecht gehabt, solche Worte zu hören, sei meine Verantwortlichkeit umso größer.“

„„Ich habe Sie so aufmerksam zuhören sehen“, sagte einmal jemand zu mir, „daß man hätte denken können, Sie wären ein Gläubiger, der sich an Gottes Wort erquickte“. — „Ich wünschte, es wäre so“, erwiderte ich. „Das sind glückliche Leute, die auf die Bibel als auf Gottes Wort bauen.“

„Zu Hause warnte man mich manchmal, auf der Hut zu sein, damit ich nicht auch ein „Mormier“ würde. „Das wäre bereits geschehen“, versetzte ich dann wohl, „wenn ich nur glauben könnte, daß Gott sich den Menschen durch ein Buch offenbart hat.“

„Im Jahre 1852 wanderte ich nach den Vereinigten Staaten von Amerika aus. Es war ein schmerzlicher Abschied von meinen Eltern und von meinem treuen guten Meister. Die Seereise war schlimm, da tagelang ein schrecklicher Sturm wütete. Dabei gab es viel gottloses Wesen an Bord. Die Versuchungen waren groß, aber der Gedanke, daß buchstäblich nur ein Schritt zwischen mir und dem Tode lag, bewahrte mich davor, Böses zu tun.

„Zwei Jahre später, im Jahre 1854, besaß ich einen Uhrmacherladen in H., einer Stadt im Staate New-York. Ich war Inhaber eines Kirchenstuhls in der Kirche der Presbyterianer, aber nicht etwa aus Überzeugung, sondern nur um der guten Sache willen und um zu zeigen, daß ich weder Jude noch Heide sei. Eines Morgens kamen der Pfarrer und ein Missionar zu mir zu Besuch. Das Gespräch kam bald auf Religion und Christentum. Ich sagte den Beiden, ich könne nicht an die Bibel glauben. Einer von ihnen zeigte als Antwort auf meine Taschenuhr und meinte, sie sei ein schönes Stück, und es müsse ein geschickter Meister gewesen sein, der sie angefertigt habe.

„„Sie wollen damit sagen“, entgegnete ich, „daß da ein Gott sein muß, der so etwas wie das Weltall schaffen konnte. Das weiß ich so gut wie

Sie. Was ich aber nicht begreifen kann, ist der Umstand, daß Gott ein Buch geschrieben haben soll, um dadurch zu den Menschen zu reden. Wie viele Menschen sind außerstande, dieses Buch zu lesen, und doch soll es keine Rettung für sie geben, als nur durch den Glauben an den Inhalt dieses Buches."

"Alle Menschen aber haben das Zeugnis der Schöpfung und des Gewissens", versetzte der Missionar, „und zu allen redet Gott auf diese Weise.“ Als ich mich nicht überzeugen lassen wollte, gingen sie traurig fort mit den Worten: „Sie sind Rationalist. Es tut uns leid, Ihnen nicht helfen zu können.“ Vielleicht haben sie seit der Zeit für mich gebetet.

„Am Nachmittag dieses Tages gab es einen Volksauflauf in der Straße, wo ich wohnte. Viele Menschen rannten nach einer Richtung hin. Da ich fürchtete, es möchte irgendwo Feuer ausgebrochen sein, schloß ich meinen Laden und lief mit den Leuten. Vor dem Hause eines Spezereihandlers staute sich die Menge. Ich drängte mich durch die Reihen nach vorn. Da lag ein Ire in seinem Blut. Er bot einen fürchterlichen Anblick. Im Kopf hatte er mehrere Löcher, die von Gewehr- kugeln herrührten. Ein Auge hing heraus. Das Blut floß unaufhörlich. Ein röchelnder Atemzug hie und da bewies, daß noch Leben in dem Körper war. Wie man hörte, war der Mann als Trinker bekannt. Er war von der Frau des Händlers, die sich allein im Laden befand, abgewiesen worden, als er Branntwein forderte. In seiner Wut hatte er nach einem Messer gegriffen und war auf die Frau eingedrungen. Diese hatte um Hilfe geschrien,

der Mann war daraufhin herbeigeeilt, hatte mehrere Schüsse auf den Betrunknen abgegeben, ihn dann auf die Straße geschleppt und war gegangen, um sich der Polizei zu stellen.

„Aufs tiefste erschüttert, lehrte ich zu meiner Wohnung zurück. Wieder und wieder wurde die Frage in mir wach: „Bägst du jetzt an der Stelle dieses Unglücklichen, wohin würde deine Seele gehen? Wäre es zur Versöhnung mit Gott nicht für ewig zu spät?“

„Von diesem Augenblick an begehrte ich aufrichtig, mit Gott versöhnt zu werden. Mein Gewissen war wach geworden. Ich sah meine vielen Sünden, und sie lasteten schwer auf mir. Am meisten bedrückte mich mein Unglaube. Wie hatte ich die Zeugnisse der göttlichen Gnade verachtet, wie viele Einladungen, zu Ihm zu kommen, zurückgewiesen! Hatte ich nicht Spott getrieben mit dem, was Gott für mich getan hatte? Hatte ich nicht so manchen Beweis Seiner Güte mit Füßen getreten? Wie sollte es da noch Vergebung für mich geben?

„An diesem Tage sank ich in meinem Laden auf die Kniee, um das Erbarmen des Gottes anzurufen, den ich so schwer beleidigt hatte. Dann suchte ich meine Bibel aus dem Koffer hervor, wo sie seit dem Verlassen meines Heimatlandes unbenutzt gelegen hatte, und begann die Evangelien zu lesen, aber jetzt mit dem aufrichtigen Wunsch, mit Gott bekannt zu werden.

„Von da an war es mit all meinen Vernunftgründen zu Ende, und jeder Zweifel an der Wahrheit des Wortes Gottes schwand. Ich grübelte

nicht länger darüber nach, ob es wirklich Sein Wort sei. Vernünsteleien, Zweifel, Verstandeseinwendungen, alles schwand dahin, wie der Morgennebel vor der Sonne zerfließt. Jetzt, wo ich die Bibel las mit dem aufrichtigen Verlangen, Jesum kennen zu lernen und das Werk, das Er zum Heil des Sünders vollbracht hat, war die Bibel Gottes Wort für mich.

„Meine Gefühle beim Lesen waren verschiedener Art. Einige Stellen trösteten, andere verurteilten mich. Die Nächte brachten angstvolle Stunden. Ich schlief wenig. Die Tage schienen endlos. In diesem Zustand suchte ich den Pfarrer auf und teilte ihm meine Erfahrungen mit. Aber er konnte mir nichts geben, da er selbst der Auffassung war, niemand könne hienieden seines Heils gewiß werden. Als ich ihm sagte, ich kenne Leute in der Schweiz, die diese Gewißheit besäßen, antwortete er, solche betrügen sich selbst. Da nahm ich meinen Hut und ging. Ich habe auch keine Predigt von ihm mehr besucht. Wie hätte der Mann mir helfen können? Ich hörte dann von einer anderen christlichen Gemeinschaft in der Stadt. Auf meine Bitte besuchte der Prediger derselben mich zweimal. Aber er redete nur von Heiligung, während ich Vergebung bedurfte. Auch dieser Mann konnte mir nicht helfen. Ich bat ihn, nicht wiederzukommen.

„Für eine Zeit blieb ich allein mit meinen Fragen und Nöten. Mehr als einmal wünschte ich mir meinen früheren geistlichen Schlaf zurück. Da hatte ich doch wenigstens Ruhe gehabt. Aber er kam — und dafür sei Gott gepriesen! — nicht wieder. Dann hieß es in mir: Könntest du nur

eine Unterredung mit jenen Christen in der Schweiz haben! Dieser Wunsch wurde schließlich so brennend, daß ich ihm nicht widerstehen konnte. Frieden zu finden mit Gott, das war jetzt das Hauptbedürfnis meines Herzens. Ein Freund erbot sich, mein Geschäft während meiner Abwesenheit für mich zu führen. Im Juli des Jahres kehrte ich nach Europa zurück.

„Die Freunde in B. waren hocherfreut, mich wiederzusehen, besonders, als sie die Änderung in mir gewahrten. Ich blieb vier Wochen bei ihnen und besuchte alle ihre Versammlungen. Es war eine überaus glückliche Zeit. Meine Not wurde voll und ganz gestillt. Ich hörte viel von Christo, Seinem Tode, Seiner Auferstehung, Seiner Erhöhung in die Herrlichkeit und Seiner Wiederkehr. Daß der Mensch in sich völlig verderbt ist, mußte ich zur Genüge von mir selbst. Was ich jetzt erfuhr, war die vollkommene Genugsamkeit des Opfers Christi für den Menschen in diesem Zustande. In meinen Unterredungen mit jenen Gläubigen fand ich, daß der Friede ihrer Herzen und Gewissen sich nicht auf ihre Erfahrungen gründete, sondern auf das was Christus am Kreuz für sie getan hatte, was Er jetzt noch für sie tat droben zur Rechten Gottes, und was Er tun würde bei Seinem baldigen Wiederkommen. Durch den Glauben an diese Dinge genossen sie völlige Ruhe und die Gewißheit des Heils.

„Ich fragte einen der Gläubigen, ob er nicht am Anfang seines Glaubensweges mit Zweifeln zu tun gehabt habe. „Ja“, bestätigte er, „es ist mir gerade so ergangen wie Ihnen. Aber seitdem Gott

mich durch Sein Wort darüber belehrt hat, daß Sein Sohn Jesus Christus meiner Übertretungen wegen dahingegeben und meiner Rechtfertigung wegen auferweckt worden ist (vergl. Röm. 4, 25), und daß Er zum Beweis der Vollkommenheit Seines Sühnopfers, durch das uns Rettung zuteil wird, mit Ehre und Herrlichkeit im Himmel gekrönt worden ist, seitdem habe ich Frieden mit Gott gehabt und Seinen Frieden genossen."

"Auf diese Weise hat Gott auch meiner Seele einen gegründeten Frieden geschenkt. So fand ich den „Fels der Ewigkeiten“, Ihn, der um meiner Sünden willen geschlagen worden ist, der aber nicht zum Wanken gebracht werden konnte, der nicht weicht in Ewigkeit. Fortan konnte ich auf und in Ihm ruhen, und ich frohlockte in Gott, meinem Heilande.

"Als ein glücklicher Mensch lehrte ich nach Amerika zu meinem Geschäft zurück. Mancher dunkle Wolke ist seit der Zeit am Himmel aufgestiegen, manche Schwierigkeit über mein Haupt dahingegangen, aber Gottes Angesicht hat stets freundlich über mir gestrahlt. Tage der Sorge haben nicht gefehlt in meinem Leben, aber jener tiefe Friede, den Gott gibt, ist nie getrübt worden. In meinem unveränderlichen Herrn Jesus besitze ich noch heute die Ruhe, die ich damals empfing, und die Angriffe Satans sind umsonst gewesen.

"Dem Gott aller Gnade sei Ehre und Ruhm für Seine große und ewige Erlösung!"

„Schlecht, schlecht! spricht der Käufer. . .“

Unser Bild redet für sich. Es sind türkische Händler, die da miteinander feilschen. Gesicht und Hände, alles ist in Bewegung. Wer nie im Orient gereist ist, kann sich keinen Begriff von der Mannigfaltigkeit der in jenen Ländern angewandten kaufmännischen „Kniffe“ machen. Bei dem Türken braucht es uns nicht zu wundern, daß er das Menschenmögliche tut, um den Nächsten übers Ohr zu hauen und sich selbst auf dessen Kosten zu bereichern. Der Türke hat keine Bibel, die ihn auffordert, den Nächsten zu lieben wie sich selbst und Böses mit Gutem zu vergelten. Er liest in seinem Religionsbuch, dem Koran, ganz andere Dinge. Die Überlistung und Niederwerfung des Schwächeren und die Ausnutzung jeden Vorteils, wenn nötig, unter Anwendung des verwerflichsten Mittels, wird dort geradezu gelehrt. Was Wunder, wenn er diesen Ermahnungen, die so ganz der selbstsüchtigen menschlichen Natur entsprechen, bereitwillig nachkommt? Dabei ist der Türke an sich nicht schlechter als andere Menschen. In jedem Menschen, ob Christ, Jude, Mohammedaner oder Heide, steckt eben von jeher derselbe Keim zum Bösen. Das zeigte sich schon bei den Juden, die zur Zeit des großen und weisen Königs Salomo lebten. „Schlecht, schlecht! spricht der Käufer; und wenn er weggeht, dann rühmt er sich.“ So redet Salomo zu uns von seinen Zeitgenossen, der beste Beweis dafür, wie



sie zu handeln pflegten. Und täuschen wir uns nicht! Mancher Christ, der die Bibel kennt und liest, macht's nicht viel anders. Der Drang, den Mitmenschen auszunutzen zum eigenen Gewinn, ist mehr oder weniger bei jedem Menschen vorhanden. Da heißt es auch für den Gläubigen, auf der Hut sein. Wenn Mohammedaner und Heide betrügen, so ist das nur natürlich. Beide folgen ihrer Natur und den von Jugend auf erhaltenen Lehren. Der Jude, bekanntlich noch heute ein Meister im Handeln und Betrügen, sollte es schon besser wissen. Er besitzt die Heiligen Schriften des Alten Testaments mit der Fülle ihrer Ermahnungen und göttlichen Belehrungen. Aber was ist von einem Volke zu erwarten, das seinem Jehova den Rücken gekehrt hat? Und wie steht's mit der „christlichen Welt“? Im Grunde genau so wie mit den Juden. Trotzdem sie Gottes Wort in Händen hat und es überall verkündigen hören kann, kümmert sie sich nicht darum, da sie gänzlich in der Gewalt Satans, des Fürsten der Finsternis, ist. Immerhin aber gibt es in der Christenheit manche, deren Gesinnung ehrenhaft und deren Tun vor Menschen untadelig ist. Unbewußt handeln sie unter dem Einfluß des Christentums. Nie aber sollte ein Kind Gottes dem angeführten bösen Grundsatz huldigen. Daß auch bei Kindern Gottes Habsucht und Gier nach Reichtum sich finden und zu unlauterem Tun verführen, bei alten wie bei jungen, ist erschreckend. Der Habsüchtige wird in der Schrift ein Götzendiener genannt und mit Räubern und Hurern auf eine Stufe gestellt. Die Habsucht ist also eine schreckliche Sünde, und wer ihr nachgibt, steht in

Gefahr, jedem Bösen zu verfallen. „Denn die Geldliebe ist eine Wurzel alles Bösen.“ (1. Tim. 6, 10.) Hüten wir uns daher vor der Habsucht und allem, was mit ihr in Verbindung steht! Ein habfüchtiger, geldgieriger Christ ist ein Anstoß für die Menschen und ein Greuel vor Gott.

„Dein Wille geschehe!“

Ein Arzt erzählt:

Eines Tages war ich in meinem Sprechzimmer mit dem Ausschreiben von Rezepten für einige Kranke beschäftigt, als eine junge Dame eintrat und in höchster Aufregung rief:

„Herr Doktor, kommen Sie doch schnell mit, bevor es zu spät ist! Es scheint mit meinem Bruder rasch zu Ende zu gehen.“

Ich war noch denselben Tag bei dem Kranken gewesen und hatte alles für ihn getan, was es nach Erfahrung und Wissen zu tun gab. Der Kranke war der einzige Sohn einer Witwe. Er war noch jung und die ganze Hoffnung seiner Mutter. Bis kurz vor Beginn meiner Erzählung hatte auch alles einen guten Verlauf genommen. Er war gesund und lernte gut. Da mit einemmal war er so schwer erkrankt, daß man ernstlich für sein Leben fürchten mußte.

Frau N. hatte bereits verlangend nach unserem Kommen ausgeschaut. Sie stand auf der Treppe und rief mir zu: „Können Sie denn wirklich nichts mehr für ihn tun, Herr Doktor?“

„Liebe Frau N.“, erwiderte ich, „Ihres Kindes Leben steht in Gottes Hand. Wenn Er nicht hilft, dann ist Menschenhilfe umsonst.“

Ich trat ins Zimmer, wo der Kranke lag. Er atmete schwer und unregelmäßig. Seine Stirn war mit Schweiß bedeckt. Er lag in tiefem Schlummer, aber die ihn pflegende Schwester flüsterte mir zu, er habe eben erst einen so heftigen Anfall von Atemnot gehabt, daß sie gedacht habe, er sei darin geblieben.

Während ich still den Kranken beobachtete, trat seine Mutter ein. Sie war ruhiger geworden und machte den Eindruck, als wäre sie jetzt imstande, das Schwerste zu ertragen. Beide wandten wir uns im Gebet zu Dem, dessen weise und starke Hand über Leben und Tod entscheidet.

„Geht's bereits dem Ende zu?“ fragte die Witwe nach einer Weile fast unhörbar.

„Wir können nichts weiter tun, als abwarten und Gott um Hilfe bitten“, erwiderte ich leise.

Sie verstand mich, drückte mir die Hand und verließ das Zimmer.

Raum hatte sie die Tür hinter sich geschlossen, als der junge Mann erwachte. Das Bewußtsein kehrte zurück, und trotz der vorhandenen großen Schwäche begann ich, ihn nochmals zu untersuchen. Totenstille herrschte. Die Krankheit hatte den Höhepunkt erreicht. Jetzt mußte es sich entscheiden, ob's zum Sterben ging, oder ob der Todesengel noch einmal vorüberschreiten würde. Ich befeuchtete die brennenden Lippen und wischte ihm den Schweiß von der Stirn, und dann bemerkte ich zu meiner Freude, wie er aufs neue in Schlaf fiel. Diesmal

war der Schlaf ein anderer wie vorher. Der Atem ging regelmäßiger, und die Haut wurde wärmer. Das war mehr, als ich erwartet hatte, mehr als ich erwarten konnte. Ich beschloß zu bleiben und die Wirkung der Mittel abzuwarten, die ihm beim nächsten Erwachen gereicht werden sollten. Da er vorläufig noch fest schlief, ging ich leise nach unten, um mein Rezept zu schreiben.

Aus dem Eßzimmer tönten halblaut gesprochene Worte an mein Ohr. Unwillkürlich blieb ich stehen und lauschte. Es war die Mutter, die unter Schluchzen im Gebet mit Gott rang. Noch heute steht mir die Szene lebendig vor Augen. Die Betende sprach etwa folgendes: „Ich hoffe und vertraue auf Deine Güte und Deine vollkommene Weisheit. Ich weiß ja, o Gott, daß Du zu weise bist, um einen Fehler zu machen, und zu liebevoll, um mich über Vermögen zu versuchen. Aber es wird mir schwer, dies so deutlich zu erkennen, wie ich es wohl möchte. O mein Gott! denke daran, daß ich Staub bin, und hilf mir!“

Sie schwieg. Offenbar kämpfte sie einen heftigen Kampf mit ihrem Unglauben. Ich dachte, ihr Gebet sei zu Ende, als sie noch einmal begann: „Du lenkst Herzen und Gedanken aller Menschen, und Du kannst dem Arzt auch geben, daß er die richtige Arznei verschreibt. Ist es Dein Wille, daß mein geliebter Sohn leben soll, dann bitte ich Dich darum. Hast Du es aber anders beschlossen, dann gib mir Kraft, es zu tragen. Ich will ja meinen Willen dem Deinigen unterordnen, und ich will ja so gern sagen: Nicht mein Wille, sondern der Deine geschehe! Barmherziger Vater, hilf mir!“

Erschüttert entfernte ich mich. Trotz allen Schmerzes und aller Schwachheit behielt doch der Glaube die Oberhand in dem furchtbaren Kampf des fast verzweifelnden Mutterherzens. Die ganze Nacht blieb ich in dem Hause und wachte an dem Bett des Kranken, und als der Morgen dämmerte, konnte ich Mutter und Schwester die Freudenbotschaft bringen, daß eine entschiedene Wendung zum Besseren eingetreten sei. Darauf konnten wir zusammen dem barmherzigen Gott danken, der uns geholfen und in der Stunde unserer Schwachheit und unseres Unvermögens Seine Macht und Güte so herrlich an uns erwiesen hatte.

Kurz danach durfte ich den Kranken als außer Gefahr erklären. Es kam kein Rückfall, und seine Kräfte nahmen täglich zu. Sobald er so weit war, um reisen zu können, trafen Mutter und Schwester auf meinen Rat die nötigen Vorbereitungen für einen Aufenthalt an der See.

Am Abend vor der Abreise machte ich auf Wunsch einen Abschiedsbefuch bei der mir so lieb gewordenen Familie. Wir saßen in dem Zimmer, das ich seit jenen Stunden der tiefsten Not „das Gebetskammerlein“ zu nennen pflegte, und unwillkürlich drehte sich unsere Unterhaltung um die Erfahrungen der letzten Wochen.

„Sollten wir je wieder an der Macht des Gebets zweifeln, Frau M.?“ fragte ich.

„Ich habe nie gewußt“, lautete ihre Antwort, „was es heißt, mit Gott ringen, bis zu jener Stunde, in der ich Sie mit meinem Kind allein ließ. Da galt es, hindurchzudringen bis zum Throne Gottes selbst, und ich hatte keine Ruhe, bis ich

wußte, daß ich mit Gott persönlich sprach. Ach, es kommt so manchmal vor, daß wir wohl zu Gott beten und doch nicht mit Ihm selbst reden.“

Wir hatten einen gesegneten Abend. Alle blickten mit Vertrauen in die Zukunft, mit Vertrauen auf den Gott, dessen Weisheit so groß ist wie Seine Liebe, und der sich gern erbitten läßt, aber vor dem unser Platz im Staube ist, und unseres Herzens Meinung das Wort: „Dein Wille geschehe!“

Ein Beispiel göttlicher Gnade.

(Eingefandt.)

In einer kleinen Stadt in Westfalen mit meinen Eltern lebend, interessierte ich mich seit meiner Bekehrung besonders für eine Familie, die in unserer Nachbarschaft wohnte. Der Mann und die Frau waren beide gebunden durch das Laster der Trunksucht, die Kinder ungezügelt. Das Haus machte mit seinen trüben, geborstenen Fensterscheiben und seinem unsauberen Eingang den Eindruck gänzlicher Verwahrlosung. Die Frau war, wenn nüchtern, eine gesuchte Wäscherin; nur galt es, acht zu haben, da sie es im Blick auf Ehrlichkeit nicht so genau nahm. Der Mann verfiel körperlich von Jahr zu Jahr mehr. Erst ging er mit zwei Eimern zur Pumpe, um Wasser zu holen, dann mit einem; schließlich mußte er einen Stock zur Stütze mitnehmen, und zuletzt sah ich ihn eines Morgens die Straße am Stock dahervanken, hinfallen und mühsam wieder aufstehen und weiter wanken. Wie

manche gute Schrift gab ich dem armen Mann, auch Einladungen zu Versammlungen! Doch er wie seine Frau grüßten mich kaum auf der Straße. Manche Fürbitte stieg auch zum Throne der Gnade für sie empor.

Länger sah und hörte ich dann nichts von ihnen. Da wurde ich eines Tages aus dem Zimmer gerufen: „Frau H. ist da und wünscht Sie zu sprechen“.

Nicht ohne Überraschung fragte ich sie: „Nun, Frau H., was führt denn Sie zu mir?“

„Ja, Sie werden sich wohl wundern, daß ich komme; aber mein Mann ist sterbenskrank — ich wollte, er wäre man schon tot! — und es ist bald nicht mehr mit anzusehen, was er ausstehen muß. Und Tag und Nacht jammert er: „Hol' mir wen, der beten kann!“ Und gestern hab' ich den Pastor geholt, der hat ihm das Abendmahl gegeben, aber es hat nichts genützt. Immer jammert er weiter und nennt Ihren Namen dabei. Nun soll man ja den letzten Wunsch eines Sterbenden erfüllen; darum bin ich gekommen. Wollen Sie nun zu uns kommen, dann ist es gut. Wenn nicht, so habe ich wenigstens getan, was ich konnte.“

Selbstverständlich machte ich mich sofort mit ihr auf den Weg. Ich fand ein jammervolles, abschreckendes Bild. Zimmer, Betten, alles unsauber. Der Sterbende lag auf einem alten Sofa, ein zerrissenes Hemd umschloß den Oberkörper. Mit seinen langen, hageren Armen fuhr er in der Luft umher. Die tief in ihren Höhlen liegenden Augen sahen mich mit blödem Ausdruck an, sodaß ich schon glaubte, hier sei nichts mehr zu machen.

„Guten Tag, H., Sie haben mich rufen lassen. Ich sehe, Sie sind schwer krank! Was fehlt Ihnen denn?“

„Ach, die Ewigkeit! Die Ewigkeit!“

„Fürchten Sie sich vor dem Sterben?“

„Ja!“

„Wie alt sind Sie denn?“

„57 Jahre.“

„Ach“, sagte ich, „wie viele Tage sind das! Wie viele Sünden hat Gott der Herr da wohl bei Ihnen gesehen!“

„Ach, und die Nächte!“

„Ja, das ist schlimm. Wissen Sie denn niemand, der Ihnen helfen könnte?“

„Nein, niemand!“

„Aber der Pfarrer war doch hier. Sicher hat er mit Ihnen gebetet.“

„Aber nicht richtig!“

„Kennen Sie denn den Einen nicht, der für Sünder gestorben ist?“

„Ja, Jesus!“

„Nun“, fragte ich, „sind Sie kein Sünder?“

Da sah er mich ganz angstvoll an: „Ach, ich weiß gar nichts mehr!“

Ich flehte im Stillen zum Herrn. Dann fragte ich: „Sind Sie denn ein Gerechter?“

Da stieß er hervor: „Nein, ein Ungerechter!“

„Nun“, sagte ich, „und für die Ungerechten ist der Herr Jesus gestorben.“

In dem gleichen Augenblick kam eine plötzliche Veränderung über den Unglücklichen. Er schlug die mageren Hände zusammen und jauchzte: „Und für mich ist Er gestorben! auch für mich!“

Was blieb da anders übrig, als mit ihm den Herrn zu preisen, daß Er auch ihn, den verlorenen Sünder, durch Sein teures Blut gerettet hatte? Als ich des anderen Tages wieder hinging, lag er still und friedlich im Bett. Bei meiner Anrede öffnete er mit großer Anstrengung die Augen. Ich fragte ihn: „H., ist nun wirklich alles gut?“

„Alles gut.“

„Haben Sie dem Herrn alle Ihre Sünden gebracht?“

„Alles gebracht!“

„Haben Sie garnichts zurückbehalten?“

„Nichts zurückbehalten!“

Die Frau erzählte mir, er habe die ganze Nacht still gelegen, ohne sie zu rufen, das erste Mal seit Wochen, und wenn sie ihn gehört hätte, so habe er gebetet: „Heiland“ — „Jesus“. Das andere habe sie nicht verstehen können. So lag er noch einige Tage still da. Jedes Wort aus der Schrift, das ich ihm sagen durfte, sog er, wie ein Durstender den Labetrunk, ein und sprach die Worte mit. Dann durfte er still, ohne Kampf, heimgehen.

Splinter und Balken.

„Was siehst du den Splinter, der in deines Bruders Auge ist, den Balken aber in deinem Auge nimmst du nicht wahr?“ (Matth. 7, 3.)

Zwei Freunde, beide Kinder Gottes, hatten sich in einer unangenehmen Angelegenheit entzweit. Eines Tages hörte der eine, daß der andere sich

an verschiedenen Stellen ziemlich scharf über ihn geäußert habe. Darauf ging er zu ihm und sagte:

„Willst du nicht so gut sein und mir geradeheraus sagen, worin ich gegen dich gefehlt habe? Deine Offenheit wird mir helfen, es ein andermal besser zu machen.“

„Ja, wenn du es wünschest, will ich es tun“, erwiderte der andere.

Sie setzten sich in einen stillen Winkel, und der erste ergriff wiederum das Wort:

„Bevor du anfängst, mir meine Fehler aufzudecken, wäre es mir lieb, wenn du mit mir den Herrn bitten wolltest, daß Er mir die Augen öffne, damit ich meine Schuld einsehen und mich darüber demütigen kann.“

Das geschah. Die Freunde knieten nieder und beteten miteinander.

Als sie fertig waren, sagte der Besucher: „So, nun sage mir offen alles, was du an mir nicht recht findest“.

Der andere schüttelte den Kopf. „Nein“, erwiderte er, „heute, nachdem wir über diesen Punkt gebetet haben, erscheinen mir deine Fehler so klein, daß es sich garnicht der Mühe lohnt, über sie zu reden. In Wahrheit liegt die ganze Schuld an mir, denn jetzt sehe ich deutlich, daß ich dem Teufel diene, als ich von dem einen zum anderen ging, um über dich zu reden. Bitte Gott für mich, daß Er mir all das Unrecht verzeihe, das ich dir antat!“



Ohne Gott.



Mit zehn Jahren stand Leo allein in der Welt. Seine Eltern waren kurz nacheinander an einer ansteckenden Krankheit gestorben. Daß er selbst am Leben geblieben, war eigentlich ein Wunder.

„Das Kind wäre auch besser seinen Eltern ins Grab gefolgt“, sagten die Nachbarn. „Und da will man noch von göttlicher Fügung reden“, fügten andere bitter hinzu.

Es herrschte viel Unglaube in der Gegend. Das wahre, seligmachende Evangelium war nur wenigen bekannt. Wohl nie hatte das Dorf einen gläubigen Pfarrer gehabt. So war die böse Saat des Unglaubens mächtig ins Kraut geschossen. Kam der Tod, so standen die Menschen da ohne Trost und ohne Hoffnung, ratlos und verzweifelnd.

„Nein, Mann, das ist unmöglich. Die beständige Sorge für dieses Kind kann ich nicht auch noch auf mich nehmen. Ich hab' gewiß alles Mitleid mit der armen Waise. Aber einer solchen Aufgabe bin ich nicht gewachsen.“

So sprach Frau Bernhard unwillig und verärgert zu ihrem Manne. Ohne eine Erwiderung abzuwarten, fuhr sie fort: „Was denkst du nur? Ich würde ja kaum noch ein Konzert besuchen können, von Ball und Theater gar nicht zu reden! Da könnte ich ja ebensogut ins Kloster gehen!“

„Aber, Maria“, fiel hier der ernster denkende Gatte ein, „ich bin der Vormund des Jungen. Wie hat Leos Mutter noch auf dem Sterbebett mir ihr Kind so dringend ans Herz gelegt! Wo sollen wir den Jungen denn unterbringen? Wir können ihn doch nicht in irgend ein Knabeninstitut stecken, wo wir ihn ganz aus dem Auge verlieren würden? Laß ihn uns doch wenigstens ein paar Jahre behalten!“

„Warum soll er denn nicht in ein Schülerheim? Da ist er doch wahrlich gut genug aufgehoben. Schon manches verwöhnte Mutterstöhnchen ist in einem solchen Hause erst richtig erzogen worden. Zu Hause mangelt's in dieser Hinsicht oft bedenklich. Sieh dir die Jungen nur an, wenn sie in den Ferien heimkommen. Sie sind oft ganz andere Menschen geworden.“

„Sachte, liebe Frau. Die Sache ist doch nicht ganz so, wie du sie darstellst. Ich bin vielmehr der Ansicht, daß ein Kind in so jungen Jahren noch sehr der mütterlichen Pflege bedarf. Ohne zwingenden Grund sollte man es nicht in eine derartige Anstalt geben.“

„Heinrich, du machst mich noch ganz nervös mit deiner Gefühlsduselei. Sollst sehen, heut' Abend bin ich wieder krank. Am besten schreibe ich Jansens gleich ab.“

Herr Bernhard antwortete nicht viel mehr, aber das Ende vom Liede war, daß er in der folgenden Woche eine Reise zur nächsten Stadt machte und sein kleines Bündel in einer dortigen Erziehungsanstalt unterbrachte. Das Haus wurde gut, aber nach völlig freisinnigen Anschauungen geleitet. Gegen letzteren Umstand hatte Herr Bernhard nichts einzuwenden, aber zu seiner Ehre muß gesagt werden, daß er mit unbefriedigtem Herzen das elternlose Kind in dieser Umgebung zurückließ und traurig nach Hause fuhr. Er hätte gern sein der Verstorbenen gegebenes Versprechen anders erfüllt.

Während Herr Bernhard im Zuge saß, kniete der kleine Leo zum Gebet vor seinem Bett in dem großen Schlaßaal nieder, wie es ihn seine Mutter gelehrt hatte.

Leos Mutter war eine gläubige Frau gewesen. Sie hatte still und zurückgezogen inmitten der ungläubigen, weltlich gesinnten Nachbarschaft gelebt und schon früh ihr Kind auf den großen Kinderfreund hingewiesen.

Der Kleine war von Jugend auf an viel Liebe gewöhnt. Kein Wunder, daß er sich in der neuen Umgebung fremd fühlte. Die Tränen traten ihm ins Auge. Er war tief unglücklich. Daheim war alles so ganz anders gewesen.

„He, Kleiner, was machst du denn da?“ klang es plötzlich an sein Ohr.

„Der betet! Der liegt hier auf den Knien! Das is'n ganz Frommer!“

„Bürschchen! Hier wird nicht gebetet. Hörst du?“ rief ein anderer.

Ganz erstaunt blickte Leo auf. Beteten denn andere Kinder nicht?

Jetzt sprang ein dritter auf sein Bett, stellte sich hin, als ob er eine Rede halten wollte, und rief spöttisch:

„Ruhe! Mit dem Beten ist er fertig. Jetzt kommt die Predigt.“

Ein besser Gesinnter flüsterte dem armen Kleinen mitleidig zu, er solle aufstehen.

„Kein Mensch betet hier“, sagte er. „Fluchen kannst du, soviel du willst, aber nicht beten. Krieche flugs ins Bett. Dann hört alles auf.“

Ganz verschüchtert folgte Leo dem wohlgemeinten Rat. Weinend barg er sein Gesicht in den Kissen. Ach! wenn doch sein liebes Mütterchen noch am Leben wäre! — —

Ein Jahr nach dem anderen verging. Längst hatte Leo sich an das Anstaltsleben gewöhnt. Er galt als einer der besten Schüler. Von Gott und Seinem Wort hatte er in all der Zeit nichts mehr gehört. Religion galt als „überwundener Standpunkt“.

„Siehst du wohl“, sagte Frau Bernhard zu ihrem Manne, als der Knabe einige Jahre später einmal zu Besuch bei seinem Vormund war und ein Zeugnis mitbrachte, das nicht besser hätte sein können, „siehst du wohl, wie recht ich damals gehabt habe?“

„Gewiß, die Schule ist gut“, versetzte der Mann, „aber . . .“ — „Ach was, aber! Paß auf, an dem werden wir noch Freude erleben.“

Sie sagte „Freude“, aber sie meinte „Ehre“. O es befriedigt das eitle Menschenherz, ein Kind, mag es auch ein fremdes sein, vorstellen zu können

mit den Worten: „Seht, das habe ich aus ihm gemacht!“ Als wieder einige Jahre später Leo Student war, und jeder von seinen Fähigkeiten sprach, als er dann mit Auszeichnung seinen „Doktor juris“ machte, Rechtsanwalt wurde und sich durch seine glänzenden Verteidigungen bald einen Namen erwarb, da konnte Frau Bernhard sich mit Wohlbehagen in dem Ruhm ihres Pflege Sohnes, für den sie nie einen Finger gekrümmt hatte.

Dem jungen Rechtsanwalt lachte die Welt zu. Er hatte alles, was er nur begehren konnte, war angesehen, wohlgelitten, und doch war er nicht glücklich.

Es fehlte ihm etwas. Was mochte es sein? Ach! da war einmal der gute Same in sein Herz gesät worden, und er war erstickt. Da waren einmal innige Gebete für ihn zu Gott emporgesandt worden, und sie hatten noch keine Erhörung gefunden. So war es kein Wunder, daß der anscheinend so beneidenswerte junge Mann im Grunde seines Herzens unbefriedigt, ja, unglücklich war. Was ihm fehlte, wußte er selbst nicht. Freigeistig erzogen, glaubte er an nichts. Für ihn gab es keinen Gott, keine Ewigkeit, kein Leben nach dem Tode. An solch unerklärliche Dinge zu glauben wäre für einen Mann von seinem Verstand töricht gewesen. Jedenfalls aber war er unglücklich. So viel stand fest.

Dann starben seine Pflegeeltern, die seit seinem Aufstieg in der Welt immer ein offenes Haus für ihn gehabt hatten, und nun stand er ganz allein. Er fühlte sich einsamer und unbefriedigter denn je. Um sich zu zerstreuen, machte er eine Reise durch die weite Welt. Er sah und hörte vieles Schöne,

aber er wurde nicht glücklicher dadurch. Schließlich kehrte er nach Hause zurück. Alles was die Welt ihm bieten konnte, hatte er genossen, aber sein Herz war leer geblieben. Die Welt hatte für den Armen nur Träber.

Wieder ging er auf Reise. Aber das veränderte Leben vermochte nicht ihn zu ändern. Er war im vollsten Sinne des Wortes „lebensmüde“. Und schließlich war er entschlossen, diesem ziel- und hoffnungslosen Leben ein gewaltsames Ende zu machen.

Als der unglückliche Mann diesen Entschluß faßte, weilte er in Katalonien, einem in der Hauptsache wilden Gebirgsland im nördlichen Spanien. Die Bewohner des einfachen Dorfes, in dem er sich aufhielt, ahnten selbstverständlich nichts von dem schrecklichen Plane des Fremden, der so reich zu sein schien und jedermann so freundlich begegnete. Alle Tage strich er allein durch die Berge. Wie konnten sie ahnen, daß er dort einen Platz suchte, an dem er unbemerkt für immer vor aller Augen verschwinden konnte, ohne selbst eine Spur von sich zu hinterlassen? Leo mußte ziemlich lang suchen, bis er eine Stelle fand, wie er sie wünschte. Schließlich entdeckte er eine tiefe Klüft, eine Art Krater von einem erloschenen Vulkan. Dieser einsame, öde Platz lockte den unglücklichen Mann mit unwiderstehlicher Gewalt. Jeden Tag ging er dahin und starrte in die schwarze Tiefe, deren Grund er nicht sah. Hier wollte er enden, und kein Mensch sollte eine Ahnung von seinem furchtbaren Grabe haben.

Eines Tages stand er wieder an dem Krater, und der Entschluß reifte in ihm, am folgenden Abend den entscheidenden Sprung in die Tiefe zu

tun. Noch einmal wollte er die Hotelgäste sehen, und dann würde man ihn vergebens suchen. Mit bitterer Ironie grüßte er den schrecklichen Abgrund, den er sich als letztes Lager erkoren hatte. „Bis morgen Abend!“ murmelte er, als er sich zum Gehen wandte.

Es begann eben zu dämmern, als Leo wieder am Kraterrande stand.

Ringsum herrschte feierliche Stille. In goldigem Glanz ging die Sonne unter. Ihre letzten leuchtenden Strahlen flimmerten auf den zackigen Bergspitzen. Doch der lebensmüde Mann schenkte diesen Schönheiten der Natur keine Beachtung. Ihn lockte nur die schwarze Tiefe zu seinen Füßen. Aber Gott ist überall. Er war auch da, wo eines Seiner Geschöpfe die Hand an sich selbst legen wollte. Wie sagt doch der Dichterkönig?

„Wohin sollte ich fliehen vor deinem Angesicht? Führe ich auf zum Himmel, du bist da; und bettete ich mir in dem Scheol, siehe, du bist da . . . Und spräche ich: Nur Finsternis möge mich umhüllen, und Nacht werde das Licht um mich her: auch Finsternis würde vor dir nicht verfinstern, und die Nacht würde leuchten wie der Tag, die Finsternis wäre wie das Licht.“ (Ps. 139, 7. 8. 11. 12.)

Leo stand zum Sprung in Nacht und Finsternis bereit. Mit dem Kopf voraus wollte er sich hinabstürzen.

Doch da wurde plötzlich eine Stimme in seinem Innern laut, die er schon hie und da vernommen, aber stets unterdrückt hatte.

„Sollte es nicht doch vielleicht ein Leben nach dem Tode geben?“ so flüsterte die Stimme. Es

war nur ein leises' Fragen, aber es war doch gut vernehmbar. „Sollte das Gerede von der Ewigkeit doch nicht so ganz ohne Grund sein?“

Unwillkürlich hob er den Kopf. Aber dann schüttelte er sich ärgerlich und rief laut — er war ja ganz allein in der furchtbaren Einsamkeit —:

„Lebewohl, du Welt, die du mir nichts bieten kannst! Lebewohl, Sonne! Ohne Bedauern, ohne Furcht sage ich euch für ewig Lebewohl!“

War es so? Kannte er wirklich gar keine Furcht? Er war ein furchtloser Mann, und doch — es war und blieb ein Sprung ins Finstere. Und noch eins. Der frommen Mutter Gebet für ihr Kind war einst hinaufgestiegen zum Thron der Gnade, und Jesus, der große Hohepriester, hatte es auf dem Räucheraltar des Heiligtums niedergelegt, und da lag es noch und sprach für den Mann, der im Begriff stand, die größte Sünde seines Lebens zu begehen.

Leo konnte sich keine Rechenschaft geben über das Gefühl, das sich in der Tiefe seines Herzens regte.

„O Gott! solltest du wirklich da sein, dann laß mich dich erkennen!“ so entrang es sich seiner gepreßten Brust.

Der Himmel erglänzte in wunderbarer Pracht, sodaß es selbst dem finstern Mann auffiel. War es Gott, der sich ihm also offenbarte? Die Stimme in seinem Innern flüsterte ihm zu:

„Das ist Gott, den du da erblickst in der Herrlichkeit Seiner Schöpfung. Er sieht dich am Rande des Abgrunds.“

„Gott!?“ Wie oft hatte seine Mutter mit ihm zu diesem Gott gebetet! Wie oft hatte sie

von Ihm erzählt, sowie von dem, was Er für den sündigen Menschen getan hat!

Alle die vergangenen Jahre zogen in dieser Stunde an seinem Auge vorüber. Er sah sich als Kind zu den Knien seiner Mutter sitzen, sah sich am Sterbebett der Eltern stehen. Der erste Abend im Schlafzimmer der Erziehungsanstalt stand wieder vor seinen Augen, und die spöttischen Stimmen der Kameraden drangen an sein Ohr. Wie hatte ihr Spott ihn gekränkt, und wie bald hatte sich in seinem Herzen die Umwandlung vollzogen! Je höher er hinaufgestiegen war auf der Stufenleiter der Ehre und des Ruhmes, umso weiter hatte er sich von Gott entfernt, umso unglücklicher war er geworden. Und heute sollte er als Selbstmörder enden! Und dann?!

Ein kalter Schauer ging über seinen Rücken. Wie durch eine unsichtbare Hand gezogen, entfernte er sich langsam von der unheilvollen Stätte und schlug den Fußpfad ein, der zu seinem Dorfe führte. Es dunkelte bereits. Zugleich begann es in der Luft zu pfeifen und zu brausen. Ein Unwetter zog herauf, wie es in diesen gebirgigen Gegenden manchmal urplötzlich geschieht. Blitzstrahlen fuhren wie leuchtende Schlangen hernieder, und der Donner fand hundertfachen Widerhall an den steilen Bergwänden.

Noch eben hatte er die Natur gesehen in ihrer herrlichen Pracht, jetzt erschütterte ihn ihre furchtbare Majestät. Würde er das Dorf noch lebend erreichen?

Da bemerkte er ein Licht, das aus einer Gebirgshütte kam. Er näherte sich dem Häuschen und schaute durchs Fenster. Neben dem Herd saß

ein alter Mann und daneben eine Frau, dem Alter nach wohl seine Tochter. Die Frau hatte ein Kind auf dem Arm und sang. Wenn der Donner schwieg, vernahm er deutlich ihre klare Stimme. Es schien ein geistliches Lied zu sein.

Leo klopfte an die Tür. Die Frau öffnete und empfing den Fremden freundlich. Man bot ihm einen Platz an dem noch gedeckten Tisch an und bat ihn, zuzugreifen. Auch wurde er eingeladen, die Nacht in der Hütte zu bleiben, obwohl das Dorf nicht mehr fern war. Aber in der Finsternis war der Weg gefährlich.

Leo nahm die freundliche Einladung an. Als er sich setzte, bemerkte er auf dem Tisch die aufgeschlagene Bibel.

„Wir waren gerade im Begriff, einen Abschnitt aus Gottes Wort zu lesen“, sagte der Alte nicht ohne ein gewisses Zögern. Er scheute sich etwas vor dem vornehmen Fremden. Als dieser aber bat, sich nicht stören zu lassen, begann er zu lesen.

„He! ihr Durstigen alle, kommet zu den Wassern; und die ihr kein Geld habt, kommet, laufet ein und esset! ja, kommet, laufet ohne Geld und ohne Kaufpreis Wein und Milch!“ (Jes. 55.)

Wie Klänge aus vergangenen Zeiten tönten die herrlichen Worte an das Ohr des Fremdlings, und er entzog sich ihnen nicht. Mit tiefer Aufmerksamkeit lauschte er, und als der alte Mann nach dem Lesen ein einfaches, von Herzen kommendes Gebet sprach, da faltete er die Hände und neigte das stolze Haupt.

Leo blieb die Nacht in der Berghütte, aber es kam kein Schlaf in seine Augen. Während

draußen der Sturm tobte und der Donner rollte, während aus unsichtbaren Schlünden das Himmelsfeuer lohnte, fand auch in dem niedrigen Dachstübchen ein zwar stiller, aber furchtbarer Kampf statt. Leo hungerte und dürstete nach himmlischer Labung; das war ihm selbst klar geworden beim Hören der Worte des großen alttestamentlichen Evangelisten. Aber sein Verstand, sein Unglaube stand ihm im Wege. Satan suchte mit aller Macht seine Beute festzuhalten. Schwere Schläge waren nötig, ehe der stolze Mann sich ergab und demütig wie ein Kind zum Kreuz auf Golgatha aufschaute, wo der Gottes- und Menschensohn auch für ihn geblutet und gelitten hatte. Was alles in dieser Gewitternacht in der Seele Leos vorging, kann ich nicht erzählen, aber das darf ich mit Freuden berichten, daß, als die ersten Sonnenstrahlen in die Hütte drangen, ein glücklicher Mensch Gott pries für das Wunder, das Er an ihm getan hatte. Leo hatte getrunken aus dem wahren Lebensquell, und sein Durst war gestillt worden.

Fortan war sein Leben kein unbefriedigtes mehr. Er war nicht mehr „ohne Gott“ in der Welt, sondern war ein „Mensch Gottes“ geworden, ein durch Jesu Blut Erkaufter, der den schmalen Pfad des Glaubens in Demut und Gehorsam zu wandeln begehrte.

Aus einem Toren, der „in seinem Herzen spricht: Es ist kein Gott!“ war ein Weiser geworden, von dem es heißt: „Er wird dieses beachten, und verstehen werden sie die Gütigkeiten Jehovas“. Denn „wer mich findet, hat das Leben gefunden und Wohlgefallen erlangt von Jehova. Wer aber

an mir sündigt, tut seiner Seele Gewalt an; alle, die mich hassen, lieben den Tod." (Ps. 14, 1; 107, 43; Spr. 8, 35. 36.)

Auch ein verlorener Sohn.

In einem Dorfe lebte eine Witwe mit ihren beiden Kindern, einem Sohn und einer Tochter. Die Tochter war ein wackeres, folgsames Mädchen, aber der Sohn ein wilder, böser Mensch, der ein trauriges Leben führte. Schließlich verließ er, ohne von irgend jemand Abschied genommen zu haben, Mutter und Heimat.

Der Mutter brach fast das Herz. Nachdem sie lange vergeblich auf des Sohnes Rückkehr gewartet hatte, begann sie unter der Last ihres Kummers dahinzuwanken. Schließlich konnte sie das Bett nicht mehr verlassen. Sie würde, wie der Arzt sagte, noch „an gebrochenem Herzen“ sterben.

Inzwischen hatte Thomas, der Sohn, ein ungezügelter, ausschweifendes Leben geführt, dessen schreckliche Folgen sich mit der Zeit bemerkbar machten. Körperlich und seelisch ging er allmählich zugrunde. Elend, schwindsüchtig irrte er in einer Großstadt umher. Verzweiflung ergriff ihn. Finstere Gedanken, seinem Leben ein gewaltsames Ende zu machen, wurden in seinem Herzen wach. Plötzlich kam ihm der Gedanke an seine Heimat, an Mutter und Schwester, und eine große Sehnsucht erfaßte ihn, die Stätte der glücklichen Kindheitstage noch einmal wiederzusehen.

Er machte sich auf, wanderte durch das Land und kam endlich, todmüde und mit wunden Füßen, in die Nähe seines Heimatdorfes. Da er sich schämte, in seinen zerlumpten Kleidern ins Dorf zu gehen, solange es hell war, blieb er vor dem Dorfe. Am Wege stand eine alte, ihm wohlbekannte Kapelle, hinter ihr lag der Friedhof. Unweit der Kapelle lehnte er sich an einen Baum, warf seinen Stod und seine wenigen, in ein Tuch geknüpften Habseligkeiten zu Boden und überließ sich seinen trüben Gedanken. Da klang aus der Kapelle Gesang an sein Ohr. Er ging hinein und setzte sich unbemerkt hintenan. Mit gespannter Aufmerksamkeit lauschte er dem, was gesagt wurde. Es war eine einfache, klare Ansprache, der die Geschichte des verlorenen Sohnes zu Grunde lag. Das war das rechte Wort für unseren Thomas. Es erreichte sein Herz und zerbrach ihn innerlich gänzlich.

Als die Feier zu Ende war, stand Thomas, das Armselige seiner Erscheinung ganz vergessend, auf und bat, einige Worte sagen zu dürfen. Es wurde ihm gestattet. Er erzählte darauf von seinen Sündenwegen, seinem ganzen verfehlten Leben, seinen selbstmörderischen Absichten, aber auch davon, wie er jetzt, in dieser Stunde, das Wort vom Kreuz gehört und im Glauben angenommen habe.

Als er fertig war, eilte ein Mädchen auf ihn zu und fiel ihm um den Hals. Es war seine Schwester. Unter Tränen bat sie ihn, heimzukommen zur Mutter. Natürlich ging er mit.

Er wartete in einem Nebenzimmer, während Johanna, die Schwester, zu der Kranken ging, um sie vorzubereiten. „Mutter“, sagte sie, „so schön



wie heute war es noch nie. Der Prediger sprach über die Rückkehr des verlorenen Sohnes."

"O Herr!" rief die arme Mutter, "laß mich meinen verlorenen Sohn noch sehen, ehe ich sterbe!"

Da konnte Thomas sich nicht länger halten. Er eilte ins Krankenzimmer und sank am Bett der Todkranken nieder.

Er war gerade noch im rechten Augenblick gekommen, um die Verzeihung der Mutter zu erhalten. Drei Tage später stand er an ihrem Grabe, und vierzehn Tage danach bettete man ihn selbst zur letzten Ruhe neben ihr.

Von den Zufluchtstädten.

Uber die Zufluchtstädte in Israel teilen uns sowohl die Heilige Schrift wie auch mehrere jüdische Schreiber schöne und bemerkenswerte Dinge mit. Die Bibel berichtet in dreien ihrer Bücher darüber.

4. Mose 35 bringt mancherlei Einzelheiten über die 48 Städte, die bei der Verteilung des Landes den Leviten gegeben werden mußten. Sechs von diesen 48 Städten sollten zur Zuflucht sein für den Totschläger, der einen Menschen aus Versehen erschlagen hatte und der Verfolgung des Bluträchers verfallen war.

5. Mose 19 bestimmt die Lage der Zufluchtstädte, deren je drei auf jeder Seite des Jordan liegen mußten. „Du sollst dir den Weg dahin zurechten“, heißt es im 3. Verse, „und das Gebiet

deines Landes . . . in drei Teile teilen ; und das soll geschehen, damit jeder Totschläger dahin fliehe.“

Josua 20 nennt die Städte mit Namen: Kedesh, Sichem und Hebron auf dieser Seite des Jordan, Bezer, Ramoth und Golan auf jener Seite. Ferner trifft das Kapitel Anordnungen darüber, wie die Bewohner dieser Städte sich gegen Totschläger und Bluträcher verhalten sollten.

Jüdische Schreiber teilen noch einige Besonderheiten mit, die, wenn sie auch nicht den Wert des inspirierten Wortes haben, doch erwähnenswert und lehrreich sind. Einige kurze Gedanken über diese wunderbare göttliche Einrichtung mögen von Segen sein.

I.

Die Zufluchtstadt lag an erhöhter Stelle und winkte so gleichsam dem bedrängten Totschläger von ferne zu. Erinnert diese Tatsache nicht an den ans Kreuz erhöhten Herrn Jesus Christus, dessen Kreuz auf dem Hügel Golgatha, außerhalb Jerusalems, an einer jedem Auge sichtbaren Stelle sich erhob? So wie die Zufluchtstadt dem Totschläger gleichsam aus der Ferne zuwinkte, so winkt Jesus dir zu, wer du auch seiest. Zwar hängt Er heute nicht mehr am Kreuzesstamm. Er ist zur Rechten Gottes erhöht worden. Aber von dort aus ruft Er dem Sünder zu, zum Kreuz seine Zuflucht zu nehmen, denn Sein Kreuz hat dem verlorenen Menschenkind Heil und Leben gebracht. Wer zum Kreuz eilt, ist in Sicherheit, auf ewig geborgen vor Tod und Gericht. Bei Jesu ist Vergebung zu finden für blutrote Schuld.

II.

Der Weg zu der hochgelegenen Zufluchtstadt war ein Gegenstand beständiger Sorge. Er wurde auf das sorgfältigste „zugerichtet“. Er hatte, wie die jüdischen Schreiber berichten, eine bestimmte Breite. Außerdem mußte er glatt sein, ohne Löcher und Hindernisse. Über Bäche oder Flüsse waren Brücken geschlagen. Und an den Kreuzungspunkten war ein Stein errichtet, mit dem vielsagenden Wort: Zufluchtstadt.

So ist auch der Weg des Heils „zugerichtet“. Gott selbst hat ihn bereitet, und dieser Weg ist Christus, wie Er selbst sagt: „Ich bin der Weg“. Christus ist vollkommen, vollkommen in sich selbst, vollkommen in Seinem Werk. Der Weg hat auch Raum für alle, die kommen wollen. Er ist frei von Hindernissen aller Art. Kein Stein des Anstoßes wird dem, der ihn beschreitet, in den Weg gelegt. Der Mensch mag sich durch seinen Stolz, seine Gleichgültigkeit und Verstocktheit große Hindernisse bereiten, aber der Weg selbst ist frei und völlig „zugerichtet“. O geh hin, liebe unbetehrte Seele! Flieh eilends zum Kreuze! Bringe dich in Sicherheit! Der Weg ist bereit.

III.

Tag und Nacht standen die Tore der Zufluchtstadt offen. Nur so war sie eine Stätte, wo der Verfolgte jederzeit Aufnahme und Schutz finden konnte.

Auf dem Hügel Golgatha standen drei Kreuze. An dem mittleren hing der Mann der Schmerzen.

Weit waren Seine Arme ausgebreitet, als Er das Rettungswort für den verlorenen Sünder vollbrachte. Noch heute sind diese Arme weit geöffnet für jedermann, der hineinfliehen will. Denn Jesus Christus ist „derselbe gestern und heute und in Ewigkeit“. Zwar weilt Er, wie schon erwähnt, nicht mehr auf der Erde. Aber durch Sein Wort ruft Er unaufhörlich: „Kommet her zu mir, alle ihr Mühseligen und Beladenen!“ Durch Seine Gesandten bittet Er unermüdlich: „Laßt euch verfühnen mit Gott!“ Stets ist Er bereit, dem bußfertigen Sünder Zuflucht zu gewähren. Mein Leser, auch du hast schon Seine freundliche Stimme gehört, du hörst sie heute wieder. Weigere dich nicht, ihr zu folgen! Sieh doch die Arme, die Tag und Nacht weit geöffnet sind, geöffnet auch für dich!

IV.

Die Zufluchtstadt stand für jedermann offen. „Den Kindern Israel und dem Fremdling und dem Beisassen in ihrer Mitte“ sollte sie zur Zuflucht sein. (4. Mose 35, 15.)

So macht auch das Evangelium „keinen Unterschied“. Die Vergebung der Sünden wird jedermann verkündigt, dem Juden wie dem Griechen. Ein jeder wird eingeladen. „Denn also hat Gott die Welt geliebt, daß Er Seinen eingeborenen Sohn gab, auf daß jeder, der an Ihn glaubt, nicht verloren gehe, sondern ewiges Leben habe.“ „Gottes Gerechtigkeit ist geoffenbart worden: Gottes Gerechtigkeit aber durch Glauben an Jesum Christum gegen alle und auf alle, die da glauben. Denn es ist kein Unterschied.“ „Denn es ist kein Unterschied

zwischen Jude und Grieche, denn derselbe Herr von allen ist reich für alle, die Ihn anrufen; „denn jeder, der irgend den Namen des Herrn anrufen wird, wird errettet werden.“ (Joh. 3, 16; Röm. 3, 21. 22; 10, 12. 13. Vergl. auch Joel 2, 32.)

Die Lage der Zufluchtstädte war so gewählt, daß von jedem Teile des Landes aus eine solche in kurzer Zeit erreicht werden konnte. Ebenfalls ein bedeutungsvolles Vorbild. Was sagt die Schrift? „Das Wort ist dir nahe, in deinem Munde und in deinem Herzen.“ (Röm. 10, 8.) Man braucht nicht in den Himmel hinauf- oder in den Abgrund hinabzusteigen. Keine weiten und mühseligen Pilgerfahrten sind nötig. Christus tritt an einen jeden Sünder heran mit dem Wort: „Ich bin die Tür; wenn jemand durch mich eingeht, so wird er errettet werden und wird ein- und ausgehen und Weide finden.“ (Joh. 10, 9.) Er spricht: „Ich bin der Weg und die Wahrheit und das Leben.“ (Joh. 14, 6.)

Gerettet aus dem Rachen des Löwen.

Auf einer kleinen Reise suchte ich einen als Gottesleugner bekannten Mann auf, um ihm einige Schriften zu bringen. Wie man mir sagte, frönte der Mann sehr dem Alkoholgenuß. Ich fand den Gesuchten in einer Dorfschmiede hinter einem Bretterverschlag, um ihn eine Anzahl betrunkenener Berufsgenossen. Als er mich erblickte, rief er:

„Ah, da ist ja der Mann, der mich von meinem Irrtum befreien will!“

Ich bat ihn darauf, die mitgebrachten Schriften von mir anzunehmen; aber das lehnte er rundweg ab. Als ich merkte, daß nichts zu machen war, wollte ich wieder gehen. Doch da sah ich zu meiner Bestürzung, daß man die Tür hinter mir verriegelt hatte. Ich war allein mitten unter bösen, betrunkenen Menschen. Was sollte ich tun? Entweichen konnte ich nicht. Ich konnte nur zum Herrn rufen um Hilfe und Bewahrung.

Jetzt sollte ich Branntwein trinken lernen. Der würde mir zu dem richtigen Verstand verhelfen. Doch entschieden weigerte ich mich, das mir angebotene Glas zu leeren. Darüber geriet der Mann in solche Wut, daß er einen Hammer ergriff und sich drohend vor mich stellte. Die anderen traten ihm entgegen und wollten ihm den Hammer entreißen.

„Mach keine Dummheiten!“ riefen sie. „Es könnte dein Unglück sein.“

„Und wenn's mein Unglück ist“, schrie er; „der muß heute noch ein anderer werden.“

Den Hammer in der gehobenen rechten Hand, ein Glas mit Branntwein in der linken, so trat er dicht an mich heran und sagte drohend:

„Jetzt trinke, oder ich schlage dir den Schädel ein!“

Der Herr gab mir Kraft, Ruhe und Gleichmut zu bewahren. Dem bösen Manne fest in das stiere Auge blickend, versetzte ich: „Trinken kann und darf ich nicht. Wenn Ihr aber schlagen müßt, so schlagt zu. Mich schlagt Ihr in den Himmel, Euch aber in die ewige Verdammnis.“

Da starrte er mich noch einen Augenblick an, ließ dann den Hammer sinken, schloß die Tür auf und entfernte sich, ohne ein Wort zu sagen.

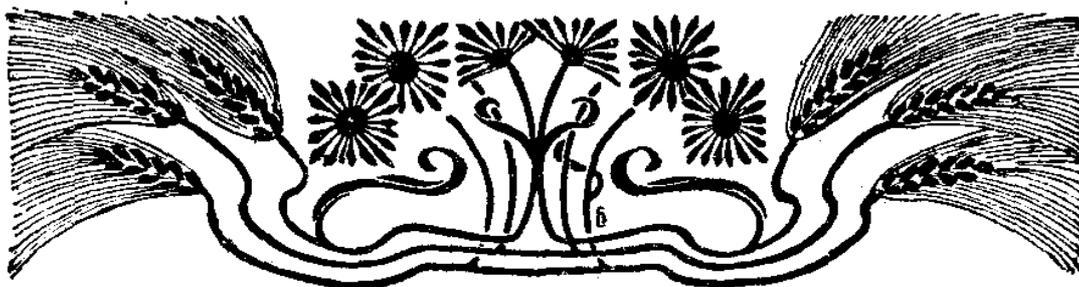
„Nicht jeder, der zu mir sagt: Herr, Herr! wird in das Reich der Himmel eingehen, sondern wer den Willen meines Vaters tut.“

(Matth. 7, 21.)

Auf einer Tafel im alten Dom zu Lübeck steht folgende Inschrift:

Christus, unser Herr, also zu uns spricht:

Ihr nennt mich Retter und laßt retten euch nicht.
 Ihr nennt mich das Licht und glaubt an mich nicht.
 Ihr nennt mich den Weg und gehet ihn nicht.
 Ihr nennt mich das Leben und begehret mich nicht.
 Ihr nennt mich Meister und folget mir nicht.
 Ihr nennt mich herrlich und liebet mich nicht.
 Ihr nennt mich weise und fraget mich nicht.
 Ihr nennt mich Herr und dienet mir nicht.
 Ihr nennt mich allmächtig und vertrauet mir nicht.
 Kenn' ich euch einstens nicht, so wundert euch nicht!



Die Geschichte einer Bäuerin.



„**W**ohl achtzehn Jahre lang habe ich Gottes Wort verkündigen hören“, sagte eine alte Frau zu mir, als ich vor etlichen Jahren ihre Bekanntschaft machte, „aber nichts wollte Eingang hier finden.“ Damit legte sie ihre Hand auf die Brust. „Ich habe manchen Kummer durchgemacht. Das jüngste meiner sieben Kinder kam eines Tages zu Fall, und zwei Stunden später war es tot. Zwei Monate danach nahm Gott mir eine meiner Töchter, und zwar die frommste. Sie las gern in der Bibel; aber ich hatte dafür nichts übrig, und wenn sie mich des Abends um Licht bat, schlug ich es ihr rundweg ab. Aber das hinderte sie nicht am Lesen. Sie setzte sich nahe an unseren großen Kamin, legte das Buch auf die Kniee und las bei dem schwachen Schein des Feuers, oft bis elf Uhr. Eines Sonntags war sie mit drei Bekannten fortgefahren, um einem Gottesdienst beizuwohnen. Bei der Rückkehr stürzte der Wagen in den Bach hier in der Nähe, der von

den Bergen kommt und durch einen Wolkenbruch zu einem Strom angeschwollen war, und mein armes Mädchen ertrank. Man fand nur noch ihren Leichnam. Das war ein Schlag! Ihr Vater konnte ihn nicht überwinden. Er wurde krank, lag zwei Monate zu Bett und starb dann. Aber in welchem Frieden! Bevor es zu Ende ging, sagte er zu mir: „Sei nur getrost! Ich bin so glücklich. Ich gehe heim. Gott wird für dich sorgen. Christus ist vom Himmel herabgekommen, um Sünder zu erretten. Ich bin auch einer von ihnen, ja, einer der größten!““

Bis dahin berichtete die Alte selber. Wie ich weiter erfuhr, war sie nach dem Tode ihres Mannes ganz untröstlich. Ihre Gedanken und Begriffe verwirrten sich. Planlos lief sie durch Felder und Wiesen. Man ließ sie gehen. Was sollte man auch machen? Sie tat ja niemand etwas zuleide. Ihre Bekannten hatten aufrichtiges Mitgefühl mit dem armen Weibe. Sie war ein lebendes Beispiel von dem Leid, das die Sünde in die Welt gebracht hat. Aber niemand konnte ihr helfen. Keiner kannte das wunderbare, göttliche Heilmittel, das, einmal genossen, das Herz für immer mit Freude und Friede erfüllt. Aber Gott selbst kam der Ärmsten zu Hilfe.

„Eines Tages“, so erzählte sie mir, „war ich in den Wald gegangen, um Holz zu lesen. Ich wußte nicht, was werden sollte. Ich hatte keine Gedanken mehr. Unter einem Baume schlief ich ein. Als ich aufwachte, sandte Gott mir den Gedanken vom Himmel, daß meine Lieben alle drei im Paradiese wären. Dieser Gedanke tröstete mich so, daß ich ganz zufrieden heimkehrte. Die Meinigen erkannten mich nicht wieder.““

Auf die Dauer hielt der Trost indessen nicht stand. Die drei Abgeschiedenen waren glücklich, darüber gab es für sie keinen Zweifel. Aber würde sie je mit ihnen wieder vereinigt werden? Das war eine andere Frage, die sie jahrelang beschäftigte und niederdrückte. Mit der Zeit siedelte sie zu ihren in der Stadt wohnenden Kindern über. Hier verlebte sie sieben lange Jahre, ohne zu wissen, was ihr eigentlich fehlte. Aber Gott wußte es, und Er ließ sie eines Tages einen Vortrag über Sein Wort hören, so einfach und klar, daß jedermann das geredete Wort verstehen mußte. Der Sprecher erzählte die Geschichte eines Menschen, für den der Gedanke an das letzte große Gericht jeden Schrecken verloren hatte, weil er wußte, daß das Blut Jesu Christi, des Sohnes Gottes, von aller Sünde reinigt. (1. Joh. 1, 7.) Ob die alte Frau diese Worte an jenem Tage zum erstenmal hörte, weiß ich nicht. Jedenfalls machten sie einen solchen Eindruck auf sie, daß sie von da an eifrig nach Gelegenheiten suchte, um mehr von diesen Dingen zu hören.

Um diese Zeit machte ich ihre Bekanntschaft und belehrte sie, daß die Sünde der Grund all ihres Leides und ihrer Not sei. Bis dahin hatte sie getrachtet, ohne Gott glücklich zu sein. Kein Wunder daher, daß sie es nie geworden war und nie etwas anderes im Herzen empfunden hatte, als eine dunkle Ungewißheit und trostlose Leere. Ich fand eine aufmerksame und dankbare Zuhörerin. Der Bericht von der Liebe Gottes, von dem Jesus, der für die Sünde starb, der Sein Blut vergoß, um uns reinzuwaschen von aller Schuld, warf einen

Hoffnungs- und Freudenstrahl in das arme Herz. Und dieser Strahl wurde immer heller, je mehr ich ihr von der freien und ewigen Gnade erzählte, die Gott uns in Christo Jesu zugewandt hat. Auf diese Weise fand die Wahrheit langsam Eingang bei ihr. Sie glaubte und empfing Frieden mit Gott durch unseren Herrn Jesus Christus.

„Als ich am Tage nach Ihrem Besuch erwachte“, sagte sie mir später, „war mein erster Gedanke der: Deine Sünden sind dir vergeben! O war das eine Freude! — Und diese Freude“, setzte sie nach einer Pause hinzu, „ist nicht mehr von hier gegangen“ — damit wies sie wieder auf ihre Brust — „und wird nicht mehr von hier gehen. Sie ist da eingelehrt und wird nie mehr weichen. Das weiß ich gewiß!“

Bei diesen Worten strahlten ihre Augen; das selige Glück ihres Herzens verklärte ihr altes, runzeliges Gesicht. Und so haben wir sie noch drei Jahre lang, für den ganzen Rest ihres Lebens, gekannt.

Was an der alten Frau besonders auffiel, war die Einfalt ihres Glaubens. Gott hatte in Seinem Worte geredet, und sie nahm Ihn beim Wort. Sie suchte nicht länger, sie besaß. Christus war gestorben, und Er war gestorben für sie. Er hatte alles dem Glaubenden gegeben, also gehörte alles ihr. Er hatte versprochen zu erhören, so war sie sicher, alles durch Gebet zu empfangen. „Ich fürchte den Tod nicht mehr“, sagte sie einmal. „Ich weiß, ich gehe in den Himmel. Jesus ist gestorben, gestorben für mich. Ich habe alles, ja, alles gehört mir. Was fehlt mir noch?“

Daß in ihrem Wesen, in ihrem ganzen Leben die Früchte des Glaubens sich zeigten, ist ganz natürlich. Jedermann wunderte sich über ihr Aussehen, ihr Reden und Tun. Die einfache Geschichte von dem gekreuzigten Heiland und die Anwendung derselben auf sie hatte alle diese Wunder bewirkt. An ihr bewahrheitete sich in vollem Maße das Wort, daß Gott den Einfältigen und Törichten Seine reichsten Gnaden schenkt, während Er die Weisheit der Weisen zu schanden macht.

Die Kunde von ihrer Bekehrung war die Veranlassung, daß eine andere, noch junge Frau, ein armes, unglückliches Weib, unter den Schall des Evangeliums kam. Auch sie nahm, ähnlich wie die liebe Alte, die Botschaft des Heils in einfältigem Glauben an. Und auch bei ihr zeigten sich die gleichen lieblichen Früchte von Geduld und Frieden inmitten von viel Krankheit und großer Armut.

Eines Tages besuchte die Jungbefehrte die Greisin, deren Kräfte bereits stark abgenommen hatten. Die gegenseitige Freude war groß. Wieviel hatten sie einander zu erzählen!

„O meine Liebe!“ sagte die Alte unter anderem, „wenn nur dies“ — sie meinte damit den Frieden des Herzens — „wenn nur dies da drinnen bleibt, so geht alles gut. Gott hat mich von allem losgemacht.“

Wir pflegten sie des Sonntags regelmäßig zu besuchen. Das war dann ein richtiger Festtag für die liebe Kranke. Dann wurde das jetzt manchmal müde blickende Auge wieder heiter, der Geist lebte auf. Die bloße Erwähnung des Namens „Jesus“ konnte alle ihre Lebensgeister aufwecken. „Er ist

hier“, rief sie einmal, „Er ist hier, und Er geht nie mehr fort. Schon des Morgens, wenn ich wach werde, muß ich an Ihn denken. Und der Gedanke verläßt mich den ganzen Tag nicht. Jede Bürde ist mir genommen. Nichts ist mehr übriggeblieben von meinen Sünden. Dort oben werde ich so weiß sein wie die Rosenknospe, die ihr mir einmal gebracht habt. — Ja“, fuhr sie nach einer Pause fort, „mein Herr Jesus ist da, Er ist bei mir. Ich sehe Ihn zugleich droben, zur Rechten des Vaters, wie Er für mich betet. O es wird mir wahrlich nicht zu früh sein, wenn Er kommt, um mich zu holen. Ach, wenn ich daran denke, was ich war und was ich jetzt bin, welch ein Unterschied!“

Sie hatte recht, die liebe Alte, es war ein Unterschied!

Drei Monate dauerte ihr Leiden. Dann ging sie heim. Das Auge nach oben gerichtet, dorthin, wo sie ihre Heimat wußte, so entschlief sie. „Wie werde ich glücklich sein, wenn auch ihr dort oben anlangen werdet!“ so lautete eines ihrer letzten Worte. Sie war so kindlich in ihren Vorstellungen. Aber alle Äußerungen bewiesen, daß ihr Christentum echt war.

Ich habe nichts weiter hinzuzufügen. Meine Erzählung ist sehr einfach, das weiß ich wohl. Aber sie sagt dem Leser etwas überaus Wichtiges, indem sie ihm die Quelle alles Glücks und aller wahren Freude zeigt. Sie sagt ihm, wo er Vergebung seiner Sünden, und damit ewiges Leben und einen Platz am Vaterherzen Gottes finden kann. Ich meine, das sei der Mühe wert!

Der Brief des Schiffskapitäns.

Es war zur Zeit einer gesegneten Erweckung in Ostfriesland. Die Menschen strömten in Scharen zu den Versammlungen, in denen die frohe Botschaft verkündigt wurde, und viele fanden Frieden im Glauben an Jesu vollbrachtes Werk. Unter den Jungbelehrten befand sich auch die Frau eines Schiffskapitäns, der sich zu der Zeit auf See befand. In überströmendem Glückgefühl teilte die Frau ihrem Manne in einem längeren Brief mit, welche Gnade ihr widerfahren war. Sie erhielt darauf die folgenden Zeilen:

Ich kann es nicht unterlassen, Dir sofort zu schreiben. Ich bin sehr aufgeregt über Deinen lieben Brief, der die frohe Botschaft enthält, daß Du den Heiland gefunden hast. O wie bist Du nun reich! Ich kann mir wohl denken, daß Du jetzt fröhlich bist, und daß alles fort ist, was Dein Herz früher bedrückt hat. Das freut und plagt mich zugleich. Darum muß ich Dir auch sofort schreiben. Immer wieder kommen die Gedanken an Dich, und dann sage ich bei mir selber: „Mein Herr und Gott, gib doch, daß auch ich meine Sünden erkenne und sie mich reuen, auf daß sie mich zur Buße leiten und ich Vergebung meiner Sünden erlange! O gib, daß doch auch ich ein Kind Gottes werde wie meine Frau!“ Aber der Teufel spielt noch mit mir und hält mich in seinem Bann. O liebe Frau, bete doch für Deinen Mann, ob der Herr Jesus

nicht auch an mich denken und mich zur Buße treiben will. Ich möchte es ja so gern und kann es doch nicht vollbringen. So bete Du für mich, rufe den Herrn an und sage: „Herr Jesus, tu meinem Manne die Augen auf, damit er einsehe, daß er ein großer Sünder ist, und damit er sich als verloren erkenne, auf daß er Reue über seinen Zustand bekomme. Und dann vergib ihm, Herr Jesus, die Sünden, wie du sie mir vergeben hast.“

O meine liebe Frau, ich bin nicht wert, daß ich Dein Mann bin, denn Du bist ein Kind Gottes, und ich bin noch ein Kind des Verderbens. O wie gern möchte ich auch ein Kind Gottes werden! So bete doch für mich und höre nicht auf, denn Du hast ein Vorrecht bei Gott. Tu Fürbitte für mich, auf daß ich nicht länger in der Finsternis wandle, sondern daß meine Seele erhellt werde durch Jesu Liebesstrahlen. Ach, liebe Frau, gib mir einen guten Rat, wie ich es anfangen muß, ein Christ zu werden. Ich bete ja wohl, daß Gott mir meine Sünden vergeben wolle, aber ich bin manchmal so kalt dabei. Bisweilen kommen mir die Tränen, aber dann ruft mich der Dienst, und meine Gedanken sind wieder auf das Irdische gerichtet. Wenn ich nur eine Zeitlang die Versammlungen besuchen könnte wie Du! Vielleicht möchte mein Herz dann weicher werden und ich wirklich eine Reue fühlen, die mich zur Buße leiten würde. Ich weiß nun nichts mehr und kann auch nichts weiter sagen. Aber ich will nicht nachlassen, den Herrn Jesus anzurufen. Vielleicht erbarmt

Er sich über mich und gibt mir eine andere Natur, auf daß ich mit voller Aufrichtigkeit sagen lerne: „Herr, ich bin ein großer, verlorener Sünder. Errette mich doch und vergib mir alles, was ich wider deine Gebote getan habe, auf daß auch ich ein Kind und Erbe Gottes werden möchte!“

Liebe Frau, wie hoch stehst Du jetzt bei Gott! Du bist ein Kind Gottes. Wie niedrig aber stehe ich! Ich bin auf dem breiten Wege, der zum ewigen Verderben führt. O bete, bete für mich, daß Gott sich auch nach mir umsehe, damit ich umkehre von den bösen Wegen und weltlichen Lüsten! Der Bogen ist jetzt voll. Ich wünschte nur, mein Herz wäre auch voll von Reue über meine Sünden.

Ich schließe mit den Worten: „Herr, erbarme dich meiner und nimm mich an als dein Kind!“

Dein

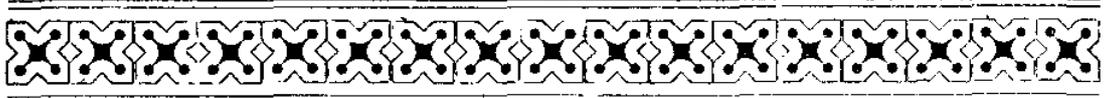
So schrieb der unglückliche Schiffskapitän an seine Frau. Aber nicht genug damit. Sein Seelenzustand gestaltete sich so, daß er sich bald außerstande fühlte, seinen Dienst zu versehen. Ganz krank bat er um Urlaub. Ein Stellvertreter wurde ernannt, und mit dem nächsten Dampfer kehrte er nach Hause zurück. Selbstverständlich fand ihn der folgende Abend in der Versammlung. Aber den so heißersehnten Frieden fand er nicht. Unter Tränen ging er heim. Am zweiten Abend war er wieder zur Stelle. Und diesmal fiel es ihm wie Schuppen von den Augen. Er erkannte, daß es zwecklos war, in sich nach Gefühlen tieferer Reue

zu suchen. Er schaute hin aufs Kreuz, wie einst der von den Schlangen gebissene, in seinen Schmerzen sich windende Israelit in der Wüste auf die eberne Schlange blicken mußte, und da ward er „heil zu derselbigen Stund“. Sein geängstigtes, zerschlagenes Herz fand Frieden in dem Glauben an den zwischen Himmel und Erde erhöhten Menschensohn.

Fürbitte.

Im Jahre 1347 mußte sich die Stadt Calais dem englischen König Eduard III. ergeben. Die Belagerten hatten ihre Stadt tapfer verteidigt und Eduard manche Verluste zugefügt. Seine Erbitterung war daher groß, und er war zuerst entschlossen, die Stadt ihren hartnäckigen Widerstand mit gänzlicher Zerstörung büßen zu lassen. Schließlich aber ließ er sich überreden, die Stadt zu verschonen, wenn sechs der vornehmsten Bürger ihm auf Gnade und Ungnade ausgeliefert würden. Diese sechs Unglücklichen sollten dem Sieger, jeder mit einem Strick um den Hals und mit bloßen Füßen, die Schlüssel von Stadt und Festung überbringen.

Sechs brave Männer erboten sich freiwillig, den schweren Gang für ihre Vaterstadt zu tun. Sie wußten bestimmt, daß sie dem Tode entgegengehen. Unser Bild zeigt die Unglücklichen vor dem König, der sogleich ihre Hinrichtung befahl. Die dem Tode Geweihten fanden aber eine berechtigte



Fürsprecherin in Eduards Gemahlin, der guten Königin Philippa. Die edle Frau warf sich vor ihrem hohen Gemahl auf die Kniee und bat um das Leben der Männer. Es kostete einen harten Kampf. Eduard war sehr verdrießlich über das Tun seiner Gemahlin. Er wollte keine Gnade üben. Die Bewohner von Calais waren in seinen Augen Aufrührer, da Eduard berechnigte Ansprüche auf den französischen Thron zu haben glaubte. Er wollte strafen. Aber auf die Dauer konnte er doch den Bitten seines Weibes und denen mehrerer seiner Ratgeber nicht widerstehen. Er sprach das Wort „Gnade“, und die sechs Männer waren gerettet.

Wie notwendig bedurften jene Männer der Fürbitte der edlen Fürstin! Ohne sie wären sie jedenfalls verloren gewesen. Weißt du aber, lieber Leser, daß auch du einer Fürbitte bedarfst, und zwar einer Fürbitte, die noch weit wirkungsvoller sein muß, als die Bitte der Königin von England war? Weißt du, daß du von Natur ein Kind des Zornes bist, ein dem Tode Verfallener, und daß nur die Fürbitte des Gottes- und Menschensohnes Jesus Christus dir helfen kann? Wohl dir, wenn du es weißt, und wenn du dich der Gnade des Heilandes übergeben hast! Denn ohne sie ist jeder Mensch rettungslos dem Gericht Gottes verfallen. Gott ist so heilig, daß nur das vergossene Blut Seines Sohnes vor Ihm Sühnung tun kann für den Sünder.

Aber auch der Errettete, der durch den Glauben an Christum reingewaschene Sünder, bedarf der dauernden Fürsprache seines Herrn auf dem Wege

durch die sündige Welt mit ihren Gefahren und Versuchungen. Und sie ist sein Teil. Ja, er darf sagen, daß er Christum besitzt als seinen großen Hohenpriester und Sachwalter, der allezeit seine Sache vor Gott vertritt, und der „immerdar lebt, um sich für ihn zu verwenden“. (Hebr. 7, 25.)

„Güte Gottes.“

Der Ausdruck „Güte Gottes“ kommt wohl am häufigsten im Alten Testament vor, also gerade in dem Teil der Heiligen Schrift, wo Gott uns mehr in Seiner Allmacht, Gerechtigkeit und Heiligkeit vor Augen tritt, als in Seiner Güte und Gnade. König David gebraucht ihn oft, besonders in den Psalmen, und sein Verhalten zeigt, was er sich unter „Güte Gottes“ vorstellte.

Es war zur Zeit, als Jehova alle seine Feinde vor ihm niedergeworfen hatte und er in Ruhe und Frieden regierte. Eine solche Zeit ist geeignet, das Herz stolz und hart zu machen. David aber blieb demütig und offenbarte gnädige Gefühle. Gerade in dieser Zeit erinnerte er sich an das Haus seines Vorgängers Saul, jenes Mannes, der ihn verfolgt und bis aufs Blut gequält hatte, und er ließ öffentlich nachforschen, ob noch jemand von diesem Hause übriggeblieben sei. Es wäre verständlich gewesen, wenn er es getan hätte, um die Nachkommen seines schlimmsten und grausamsten Feindes für immer unschädlich zu machen, umsomehr als Gott das Gericht über Saul und sein Haus ausgesprochen

hatte. Aber nein, David wollte den Übriggebliebenen „Güte erweisen um Jonathans willen“. Auf diesen Aufruf hin wurde Ziba, ein Knecht vom Hause Sauls, vor David gebracht. Der König wiederholte seine Frage, diesmal mit dem Zusatz: „daß ich Güte Gottes an ihm erweise“. (Bergl. 2. Sam. 9)

Auf Veranlassung Zibas trug man Mephiboseth, einen Sohn Jonathans, vor den König. Ich sage, man trug ihn. Denn Mephiboseth war ein Krüppel. Er war als Kind infolge einer Unvorsichtigkeit seiner Wärterin, die durch die Kunde von dem schrecklichen Schicksal Sauls und Jonathans auf tiefste bestürzt mit ihm geflohen war, gefallen und seitdem lahm an beiden Füßen. Er war auch arm. Ziba, der Knecht, war viel reicher als er. Ziba hatte selbst zwanzig Knechte, während Mephiboseth, arm und sicherlich kaum bekannt, im Hause eines Freundes jenseit des Jordan, fern von der Heimat in *Lo de bar* *), ein Unterkommen gefunden hatte.

Dieser arme, unglückliche Mensch, ein Mitglied jener Klasse von „Lahmen und Blinden, welche der Seele Davids verhaft“ waren (2. Sam. 5, 8), lag jetzt zu des Königs Füßen; mit was für Gefühlen, können wir uns vorstellen. Zwar hatte David gesagt, daß er „Güte Gottes“ an ihn erweisen wolle. Aber würde er sein Wort halten, jetzt, wo er ihn, den Nachkömmling seines Todfeindes, den Elenden und „Verhafteten“, zu seinen Füßen sah? Würde nicht sein Grimm auflodern, und würde er ihn nicht die

*) Schon der Name des Ortes ist bezeichnend. Er bedeutet „ohne Weide“.

ganze Macht seines königlichen Armes fühlen lassen? Ach nein, es kam ganz anders! „Mephiboseth!“ tönte es an das Ohr des Krüppels, — der König kannte ihn bereits und nannte ihn bei seinem Namen — „Mephiboseth! Fürchte dich nicht! Denn ich will gewißlich Güte an dir erweisen um deines Vaters Jonathan willen, und will dir alle Felder deines Vaters Saul zurückgeben; du aber sollst beständig an meinem Tische essen.“

So lautete das Wort des Königs. Klang es nicht wie Sphären-Harmonie, wie eine Himmelsbotschaft an Mephiboseths Ohr?! Der, welcher ihn mit Fug und Recht hätte töten können, wollte ihn wie seinen besten Freund behandeln, ihn, der dem König gegenüber nichts war wie ein „toter Hund“? Das überstieg alle Begriffe. Und wie hat David sein Wort gehalten! Nicht nur erhielt Mephiboseth sein Besitztum zurück. David sorgte auch für Leute, die dieses Besitztum für ihn bearbeiteten und verwalteten. Ziba mit seinen fünfzehn Söhnen und zwanzig Knechten mußte für ihn das Land bauen und seinen Ertrag einbringen. Der arme Lahme konnte ja selbst nichts tun.

Mehr noch: er aß an dem Tische des Königs „wie einer von den Königsöhnen“. Er war und blieb lahm an beiden Füßen. Tagtäglich mußte er an die Tafel des Königs getragen werden; er blieb ja ein Krüppel, wie er es stets gewesen war. Und dennoch sprach der König: „Mephiboseth wird an meinem Tische essen, wie einer von den Königsöhnen“. So erwies David „Güte Gottes“ an diesem Ärmsten der Armen. Fürwahr, er hatte Einsicht in Gottes Gedanken.

Warum hat Gott diese Begebenheit in Seinem Wort aufschreiben lassen? Sie redet natürlich zunächst zu Israel, dem heute beiseite gesetzten Volke, dem aber „Güte Gottes“ aufs neue zuteil werden soll, aber hat sie nicht auch uns unendlich viel zu sagen? Lieber Leser! In Mephiboseth hast du ein Bild von dir selber. So arm, elend und lahm Mephiboseth war, so wenig er irgend einen Anspruch auf Davids Güte hatte, genau so steht es mit dir, steht es mit einem jeden von uns von Natur. „Elend, jämmerlich, arm und blind und bloß“ (Offbg. 3, 17), „erfüllt mit aller Ungerechtigkeit, Bosheit, Habsucht, Schlechtigkeit; voll von Neid, Mord, Streit, List, Tücke; Verleumder, Gottverhächte, Gewalttätige, Hochmütige usw.“ (Röm. 1, 29—31), „Feinde“ (Röm. 5, 10) — so beschreibt die Heilige Schrift unsere Stellung Gott gegenüber. Wahrlich, da war Mephiboseth noch besser daran als wir. Er war doch ein Sohn Jonathans, des Freundes Davids, mit dem dieser durch Treuschwur verbunden war! Von uns aber hat keiner auch nur eine Spur von Anrecht an Gottes Erbarmen. Und doch hat Gott an solchen Geschöpfen Seine Gnade in wunderbarster Weise erwiesen. Weshalb? An Legionen von Engeln, die Seiner Beachtung viel würdiger gewesen wären, ist Gott vorübergegangen, sie hat Er nicht erwählt. Sie sind und bleiben „dienstbare Geister, ausgesandt zum Dienst um derer willen, welche die Seligkeit ererben sollen“. (Hebr. 1, 14.) Ja, da kann unser Verstand nicht mit. Da können wir nur bewundernd stillstehen und dankbar mit dem Dichter singen und sprechen:

Anbetung, Ehre, Dank und Ruhm
 Sei dir, o Gott, im Heiligtum,
 Für deine viele Liebe,
 Die du entgegen uns gebracht,
 Als wir in tiefer Sündennacht,
 Im Tod gefangen lagen!
 Reich bist du an Barmherzigkeit,
 Dein Lieben übersteiget weit
 All Denken und Erkennen.

Aber was hat Gott denn aus uns gemacht,
 bzw. was will Er aus uns machen?

Nun, zunächst will Er uns, wie David den Mephiboseth, zu sich ziehen, will uns all unsere Schuld vergeben, sodaß kein Gericht von Seiner Seite uns mehr treffen kann, ja, daß wir allezeit vor Ihm stehen als „die Geliebten Gottes, berufene Heilige“. (Röm. 1, 7.) Dann will Er uns, wie David den Mephiboseth wieder in sein Erbteil einsetzte, zu Erben machen. Wir sollen sein „Erben Gottes und Miterben Christi“. (Röm. 8, 17.) Als „Kinder Gottes“ (Röm. 8, 16) sollen wir alle unsere Sorge auf Ihn werfen, denn, wie David für Mephiboseth besorgt war, daß es ihm an nichts fehle, so „ist Er besorgt für uns“. (1. Petr. 5, 7.) Schließlich aber, und das ist das Höchste, heißt es von den Gläubigen, daß Gott sie, — und da denken wir an Mephiboseth, wie er als einer der Königs-söhne am Tische Davids speisen durfte, — „mit dem Christus lebendig gemacht und mitauferweckt hat und hat mitsitzen lassen in den himmlischen Örtern in Christo Jesu, auf daß Er in den kommenden Zeitaltern den überschwenglichen Reichtum Seiner Gnade in Güte gegen uns erwiese in Christo Jesu“. (Eph. 2, 5—7.)

Aus dem zuletzt angeführten Verse erkennen wir auch, auf welchem Wege Gott den Reichtum Seiner Gnade an Sündern erweisen kann. David war Mephiboseth gnädig um Jonathans willen. Gott ist dem Sünder gnädig um Jesu Christi, Seines Sohnes, willen. Gott konnte uns nicht Gnade erweisen auf Kosten Seiner Heiligkeit und Gerechtigkeit. Diese mußten unbedingt befriedigt werden, und sie sind befriedigt worden durch den Opfertod des Lammes Gottes. Christus ist „unserer Übertretungen wegen dahingegeben und unserer Rechtfertigung wegen auferweckt worden“. (Röm. 4, 25.) Auf diesem Wege ist Gottes Gerechtigkeit so völlig befriedigt worden, daß sich heute diese Gerechtigkeit gerade darin erweist, daß Gott den rechtfertigt, der des Glaubens an Jesum ist. (Röm. 3, 26.)

Wer an Christum glaubt, der ist „gerechtfertigt, hat Frieden mit Gott“ (Röm. 5, 1) und wird all der kostbaren Dinge teilhaftig, von denen oben die Rede war. Er muß aber zu Christo kommen, wie er ist. Mephiboseth war und blieb lahm bis an sein Lebensende. Der Sünder, der mit all seinen Sünden, so wie er ist, zum Kreuze Christi eilt und dort Vergebung und ewiges Leben empfängt, legt deshalb seine Natur nicht ab. Diese haftet ihm an bis an sein Lebensende. In ihm, das ist in seinem Fleische, wohnt nichts Gutes. (Vergl. Röm. 7, 18.) Aber in Christo ist er vollkommen gemacht, und in Ihm sieht Gott ihn. Auch besitzt er in Christo die Kraft zu einem Lebenswandel, durch den Gott verherrlicht wird.

Das kleine Mädchen von Madagaskar.

In Antananarivo, einer Stadt der Insel Madagaskar, wurde eine christliche Schule gegründet, in der mit der Zeit viele Kinder Unterricht erhielten.

Unter den Schülerinnen befand sich ein kleines Mädchen, das sich durch Eifer und Fleiß auszeichnete. Wie die meisten madagassischen Kinder hatte sie ein treffliches Gedächtnis und konnte das Gelernte gut behalten. Die meiste Freude hatte sie an den biblischen Geschichten, die sie nicht oft genug hören konnte. Als sie lesen konnte, begann sie alle diese Geschichten in ihrer Bibel nachzulesen. Sie las von der Sündflut, von Joseph und seinen Brüdern, von Moses, Elias und David, von Daniel in der Löwengrube usw. Am liebsten aber las sie von dem Leben des Herrn Jesus, wie Er auf Erden gewandelt hat, und wie Er am Kreuz gestorben ist, um auch ihre Sünden zu tilgen. Mit diesen Dingen beschäftigten sich ihre Gedanken am Tage, und davon träumte sie des Nachts.

Nachdem sie zehn Monate in der Schule gewesen war, kam ihre Mutter, um sie für die Ferien nach Hause zu holen. Die Reise dauerte zwei Tage. Am Abend des ersten Tages kamen sie in ein Dorf, wo sie übernachten wollten. Während das Abendessen zugerichtet wurde, saßen sie und einige Dorfbewohner um das Feuer. Man fragte die beiden Reisenden, woher sie kämen, wohin sie wollten, und was sie in der Stadt getan hätten. Das Mädchen erwiderte, sie habe die christliche

Schule besucht, und erzählte darauf einige der ihr bekannten biblischen Geschichten. Das interessierte die Dorfbewohner sehr.

Nach dem Abendessen mußte sie weiter von der neuen Lehre und von Jesu erzählen. Als die Reisenden sich endlich schlafen legen konnten, war es bereits sehr spät geworden.

Am nächsten Morgen wollten sie weiterreisen. Aber die Leute ließen sie nicht fort. Sie sagten: „Wir wollen noch mehr von deinen Geschichten hören und von dem Buch, aus dem du uns erzählt hast“. Mutter und Kind blieben daraufhin noch den Tag bei ihnen, und fast unaufhörlich mußte die Kleine erzählen. Die armen Heiden wurden gefesselt durch die Wahrheiten, die sie hörten, und durch die Lieder, die die Kleine sang. Erst um Mitternacht durfte sie aufhören, denn immer andere Zuhörer kamen herzu, und jeder wollte auch etwas hören. Am folgenden Morgen erschienen wiederum viele mit der Bitte, sie möchten doch noch einen Tag länger bleiben. Sie wollten für Reis sorgen und ihnen eine schöne Hütte zum Wohnen geben. So blieben sie noch einen Tag.

Am folgenden Morgen kamen die Bewohner von dem anderen Ende des Dorfes mit der dringenden Bitte, sie möchten doch auch zu ihnen kommen und ihnen die wunderbaren Geschichten erzählen. Und das Ende war, daß das Mädchen eine ganze Woche blieb und Tag für Tag von Jesu erzählte und ihre Lieder sang. An einem Tage mußte sie von frühmorgens bis Mitternacht unter den Dorfbewohnern sein. So groß war deren Verlangen, Gottes Wort zu hören.

Nachdem das Mädchen und ihre Mutter abgereist waren, kamen die Leute unter sich zusammen und wiederholten einander die gehörten Geschichten, so gut sie es vermochten, und sangen, was sie von den Liedern behalten hatten.

Heute steht eine Kirche in jenem Dorf, und an fünfundzwanzig Kirchen oder Kapellen und ebensoviele Schulen stehen im Umkreise. Das ist die Folge der Erzählungen jenes kleinen Mädchens. In kindlicher Einfalt hat sie geglaubt und geredet, und wie hat Gott gesegnet!

„Seid dankbar!“

(Kol. 3, 15.)

Ehmals war ich nicht ein Kind,
Ehmals war ich nicht in Gnaden;
Ich war auch, wie viele sind,
Die sich Zorn auf Zorn aufladen.
Aber nun bin ich befehrt —
O das ist ein Danklied wert.

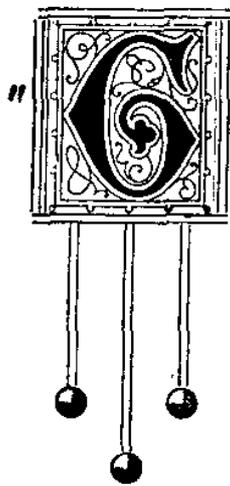
Nicht ich selbst bekehrte mich,
Nicht ich selbst gab mir das Leben.
Gott, mein Gott, erbarmte sich.
Was ich bin hat Er gegeben.
Gott, mein Gott, nimm, was ich bin,
Nun zum Dank der Gnade hin!

Hab' ich vormals nie begehrt,
Gott, Dir Ehre zu erweisen,
O so will ich, weil befehrt,
Nun die Gnade kindlich preisen.
Gott, mein Gott, bereite Du
Mich zum Dank stets reicher zu!

Ph. Fr. Siller.



„Gott ist gütig!“



„Gott ist gütig!“ So lautete die Antwort einer alten Frau, die viele Jahre den Herrn gekannt hatte, auf meine Frage, wie es ihr gehe. „Ja, Gott ist gütig! Das habe ich geglaubt und erfahren. Ich hatte es von Anfang an geglaubt, weil ich überzeugt war, daß es nach dem Worte des Herrn garnicht anders sein konnte. Wenn ich die Bibel las, so schien mir auf jeder Seite zu stehen: „Gott ist gütig!“ Schon die Wege Gottes mit Seinem Volke Israel bezeugten mir diese Wahrheit. Vor allem aber verkündete die Hingabe Seines vielgeliebten, einzigen Sohnes für uns arme, verdammenswerte Sünder Seine unaussprechliche Güte. In meinem Leben ist freilich mein Glaube an die Güte Gottes manchmal auf die Probe gestellt worden, denn ich habe durch Umstände hindurch gemußt, in denen mehr als einmal die Frage an mich herantrat: „Glaubst du noch immer, daß Gott gütig ist?“ Aber ich habe immer antworten dürfen: „Ja, ich glaube es“, und heute kann ich mit dankbarem Herzen

hinzufügen; daß mein Vertrauen auf Seine Güte nie beschämt worden ist. Mein Glaube ist geläutert worden, wie das Gold im Schmelztigel; manchmal hat die Läuterung lange gedauert, aber sie hat nur zu meinem Besten gedient. Wenn Sie mich anhören wollen, so will ich Ihnen eine Erfahrung aus meinem Leben erzählen, durch die mein Glaube an die Güte Gottes nicht nur gestärkt wurde, sondern in der auch ihre Größe und Herrlichkeit wunderbarlich in die Erscheinung getreten sind.“

Natürlich war ich bereit, die gute Alte anzuhören. Sie sann einen Augenblick nach und begann dann:

„Sie müssen wissen, daß ich seit vielen Jahren Witwe bin. Als Gott meinen lieben Mann von meiner Seite nahm, blieb ich mit meinem einzigen Sohne zurück. Er war meine Freude und mein Trost. Ich setzte meine ganze Hoffnung, was das Irdische anbetrifft, auf meinen Jungen. Mein tägliches Gebet für ihn war, daß Gott ihn belehren möchte. Im Vertrauen auf Seine Güte glaubte ich auch, daß Er mein Gebet erhören würde. Aber die Jahre vergingen. Mein Sohn verließ die Schule und kam zu einem Schiffszimmermann in die Lehre. Doch mein Gebet war noch nicht erhört. Er zeigte nicht das geringste Interesse für göttliche Dinge. Das war eine arge Enttäuschung. Manchmal lag ich ganz am Boden. Aber im Vertrauen auf Gottes Erbarmen ließ ich nicht nach zu beten; sonst konnte ich ja auch nichts für ihn tun. So vergingen noch einige Jahre. Statt daß mein Sohn sich belehrt hätte, nahm

sein Widerstand gegen Gottes Wort zu. Ich merkte gut, wie viel lieber er mit seinen weltlich gesinnten Kameraden verkehrte und mit ihnen die Stätten des Vergnügens besuchte, als bei mir zu bleiben und auf das zu hören, was ich ihm aus Gottes Wort vorlas oder was ich von Seiner Güte und der Liebe des Heilands erzählte.

„Da geschah eines Tages etwas Schreckliches. Am Morgen ging mein Sohn wohl und gesund wie immer zur Arbeit. Aber wie schnell bricht ein Unglück herein! Es dauerte nicht lang, da kam ein Bote und brachte mir die Nachricht, mein Sohn sei von einem Schiffsmast gestürzt und habe drei Rippen gebrochen.

„Sie können sich denken, welch einen Schrecken ich bekam. Mein erster Gedanke war: „Wo geht seine Seele hin, wenn er sterben sollte?“ Dann hörte ich eine Stimme, es war die Stimme des Unglaubens, in mir fragen: „Glaubst du immer noch, daß Gott gütig ist?“ Aber der Herr gab mir Kraft, diese Stimme sogleich zum Schweigen zu bringen. Ja, konnte ich freudig zu mir selbst sagen, Gott ist gütig, mag Er mich auch durch Tiefen führen, in denen mein Vertrauen auf Seine Güte zu versinken droht. Denen, die Gott lieben, müssen alle Dinge zum Guten mitwirken. Mit diesen Gedanken im Herzen eilte ich an die Unglücksstätte. Bereits war meinem Jungen ein Verband angelegt worden. Ich dankte Gott, daß ich ihn lebend sehen durfte, und ich hatte das Vertrauen, daß der Herr ihn noch nicht wegnehmen würde. Es ist auch nicht geschehen. Nach einigen Monaten konnte er wieder arbeiten.

„Natürlich hatte ich gehofft, daß der gefährliche Unfall ihn zum Nachdenken bringen würde. Ich wies ihn darauf hin, daß die Güte des Herrn es gewesen sei, die ihn vom Rande des Todes gerettet habe. Aber auch dies ernste Ereignis bewirkte keine Sinnesänderung bei ihm. Er ging den gleichen Weg wie bisher. Ich hatte sonst ja nicht über ihn zu klagen. Im Gegenteil, er sorgte aufs beste für mich. Gerade der Wunsch, mir ein besseres Auskommen zu verschaffen, ließ schließlich den Entschluß in ihm reifen, Schiffszimmermann auf einem Segelschiff zu werden, das im Begriff stand, eine Weltreise anzutreten. Dieser Entschluß brachte mir einen neuen Schrecken, und ich tat alles, um meinem Sohn den Gedanken leid zu machen. Ich sagte ihm, ich sei ganz zufrieden mit dem, was der Herr mir gebe, und wies ihn auf die großen Gefahren hin, die die Reise mit sich bringe, sowie auf den Schmerz, den die lange Trennung von ihm mir verursachen würde. Aber alles war umsonst. Weder meine Warnungen noch meine Tränen vermochten ihn zurückzuhalten. Der Gedanke, mir auf diese Weise zu einem angenehmen Leben verhelfen zu können, ließ ihn über alles andere hinwegsehen. So konnte ich nichts tun, als ihn dem Herrn übergeben und im übrigen der Sache ihren Lauf lassen. Gott konnte mir auch auf diesem Wege Seine Güte erweisen, wenn auch mein Auge vorderhand nur Dunkles und Trübes sah. Als die Abschiedsstunde kam, ließ ich meinen teuren Jungen in Frieden ziehen. Ich befahl ihn dem Gott, in dessen Hand alle unsere Pfade sind, und dessen Augen die ganze Erde durchlaufen.

„Mein Sohn hatte mir versprochen, jede Gelegenheit zu benutzen, um mir Nachricht zu geben. Aber es kam nichts. Ich erhielt weder Brief noch sonst eine Botschaft von ihm. Monate vergingen und schließlich Jahre. Aber von meinem Sohn kam keinerlei Nachricht. Auch von dem Schiff vernahm man nichts wieder. Es schien spurlos verschwunden zu sein. Was dieses Warten für mich bedeutete, können Sie sich vorstellen. Es war eine Zeit, wo Satan reichlich seine feurigen Pfeile auf mich abschoss. Da war es nicht immer leicht, an der Güte Gottes festzuhalten. Es kamen Tage, an denen ich ganz am Boden lag. Aber die Gnade hat mich nicht losgelassen. Wie rätselhaft mir Gottes Wege und Führungen auch erscheinen mochten, ich konnte doch daran festhalten, daß Er gütig ist. Und heute bin ich so froh, daß ich meinen treuen Gott und Vater nicht betrübt habe durch Zweifel an Seiner Liebe. Der Ausgang war so herrlich.

„Nachdem ich all die Jahre nichts gehört und eigentlich jede Hoffnung aufgegeben hatte, meinen Sohn in diesem Leben wiederzusehen, wurde eines Tages an meine Tür geklopft. Ich öffnete. Draußen stand ein Mann. Als er mich erblickte, fiel er mir um den Hals und jubelte: „Mutter! Gott ist gütig!“

„„Ja, Gott ist gütig!“ antwortete ich wie im Traum. War es denn möglich?! Täuschten mich meine Augen nicht? War es wirklich der Totglaubte, den ich in den Armen hielt, und über dessen Lippen es wieder und wieder kam: „Gott ist gütig!“?

„Ja, er war es, und niemand anders. Und nun hören Sie seine Geschichte und preisen Sie Gott mit mir für Seine wunderbare Güte.

„Das Schiff war durch eine Gegend gesegelt, wo es viele Inseln gibt. Die Bewohner dieser Inseln sind Heiden und schlimme Seeräuber: Sie hatten das Schiff überfallen, einen Teil der Besatzung niedergemacht und den Rest als Sklaven mit sich geführt. Nach einiger Zeit setzten sie meinen Sohn mit noch einem Kameraden an einer Insel aus und verkauften sie dem dort wohnenden Stamm.

„Damit begann eine schreckliche Zeit für die Beiden. Sie mußten unter vielen Quälereien von seiten ihrer wilden und barbarischen Herren als Sklaven arbeiten. Die seelischen Leiden waren ebenso groß wie die leiblichen. Aber auch diese Erlebnisse brachten meinen Sohn nicht zur Umkehr und Buße. Sein einziger Wunsch war zu fliehen, sollte es ihn auch das Leben kosten. An das, was nach diesem Leben folgt, dachte er nicht. Manchmal quälten ihn allerdings Gewissensbisse, daß er nicht meinen Bitten gefolgt und daheim geblieben war. Es kam ihm auch ab und zu eine Erinnerung an meine Ermahnungen, aber es war immer nur für einen Augenblick. Im nächsten überwog das Elend, in dem er sich befand, und die Frage, wie er sich daraus befreien könne, jeden anderen Gedanken. Ach, wie ist doch der Mensch so töricht! Das Zeitliche, das was diese flüchtigen Erdenjahre ausfüllt, nimmt sein ganzes Denken und Sinnen gefangen, von der Ewigkeit will er nichts wissen.

„Lange Zeit hatten die beiden Kameraden nun schon auf der Insel zugebracht, wie lange, wußten sie selber nicht. Da begab sich folgendes: Ein großes Fest sollte stattfinden zu Ehren des Hauptgötzen der Insulaner, und als vornehmstes Opfer sollte diesem ein Mensch dargebracht werden. Natürlich fiel die Wahl auf die weißen Gefangenen, und es wurde beschlossen, die beiden Männer losen zu lassen, wer von ihnen sterben solle. Das Los traf meinen armen Jungen. Seine Angst war groß, das können Sie sich wohl denken. Aber selbst in dieser Not wandte er sich nicht an den Einen, der ihm allein helfen konnte. So groß seine Furcht vor dem schrecklichen Tode, der ihn erwartete, auch sein mochte, in seinem Innern blieb er gefühllos. Man schleppte ihn vor den Opferpriester, der ihn auszog und ihn genau untersuchte, ob auch kein Fehler an ihm sei. Und wunderbar, jetzt mußten die Narben, die von seinem früheren Sturz herrührten, das Mittel zu seiner Befreiung werden. Sobald der Priester sie sah, wies er das Opfer als untauglich zurück. Mein Sohn war gerettet; sein unglücklicher Kamerad aber, an dem des Priesters Auge nichts Abfälliges entdeckte, wurde an seiner Statt dem Götzen geopfert.

„Das entsetzliche Schauspiel machte einen tiefen Eindruck auf ihn. Zwar brachte es auch nicht die gewünschte Wirkung hervor, veranlaßte ihn aber doch, aus tiefstem Herzensgrund zu Gott um Hilfe zu rufen. Das Leben auf der Insel war ihm fortan unerträglich. Und Gott hörte in Gnaden seine Bitte und sandte Hilfe.

„Eines Morgens sah er, wie ein großes Schiff sich der Insel näherte. Durch Notzeichen suchte er das Schiffsvolk auf sich aufmerksam zu machen, und zu seiner unendlichen Freude bemerkte er nach einiger Zeit, daß seine Bemühungen erfolgreich waren. Man setzte eine Schaluppe aus, um ihn zu holen. Die Eingeborenen hielten sich wohlweislich in sicherer Entfernung, und so kam mein Sohn unbehelligt an Bord des Schiffes. Gott, von dem er nichts wissen wollte, hatte sein Rufen gehört. Erst jetzt fühlte er so recht, was er in den letzten Jahren durchgemacht hatte an Mißhandlungen, Entbehrungen und Todesgefahren. Er war wieder unter seinesgleichen, und es ging der Heimat entgegen.

„Auf dem Schiff ist mein Sohn zum Nachdenken gekommen über die wunderbaren Führungen Gottes mit ihm. Dort sind ihm zum erstenmal die Augen aufgegangen, um die Güte Gottes zu erkennen, die ihn geleitet hatte bis zu dieser Stunde. Er warf einen Rückblick auf sein ganzes Leben, und da mußte er sich immer wieder sagen: „Ja, Gott ist gütig!“ Vor allem die letzten Ereignisse auf der Insel halfen mit, ihm die Binde von den Augen zu nehmen. „Was wäre aus mir geworden“, so fragte er sich oft, „wenn ich, wie es mir bestimmt war, wirklich dem Gözen verbrannt worden wäre? Damit mir dieses Los erspart wurde, mußte ich damals von dem Mast fallen, worüber ich so oft gemurrt habe, und mein armer Kamerad mußte meinen Platz einnehmen.“

„Diese und ähnliche Überlegungen beschäftigten ihn jetzt fast unaufhörlich. Sie führten ihn dahin,

zu fragen, was die vielen Beweise der Güte Gottes denn eigentlich bei ihm bewirkt hatten. Mit Beschämung gestand er sich, daß bisher nichts wie Undank bei ihm gefunden worden war. Dies brachte ihn dann weiter zur Erkenntnis seines bösen, gefühllosen Herzens, ja, zur Erkenntnis seines ganzen, verlorenen Zustandes vor Gott. Zum erstenmal in seinem Leben kam er in Gottes Licht.

„Obwohl er jetzt an Bord des europäischen Schiffes, inmitten von Menschen, die seine Sprache redeten, der langentbehrten Heimat entgegensagelte, wurde er unruhiger als auf der Insel, wo er seines Lebens stets unsicher gewesen war. Der Gedanke, dem Gott begegnen zu müssen, der ihn mit Beweisen Seiner Güte überschüttet, und für den er nichts wie Undank gehabt hatte, machte ihn tief unglücklich und erfüllte sein Herz mit Furcht. Er war doch nicht besser als sein Kamerad, und der hatte sterben müssen, und er war so wunderbar davongekommen! Weshalb das? Die Antwort lautete: „Damit du nicht ewig verloren gehen möchtest!“ Damit fielen ihm die Geschichten aus seiner Kindheit ein. Er erinnerte sich so manchen ernstesten Wortes, das er damals gehört hatte, und endlich kam er dahin, wohin er schon längst hätte kommen sollen: er fiel auf die Kniee und schrie zu Gott um Gnade.

„Damit bin ich so ziemlich am Ende meiner Erzählung angekommen. Daß mein Sohn nicht lange auf die Erhörung seines Gebets zu warten hatte, brauche ich Ihnen nicht zu versichern. Wie sollte Gott ein zerbrochenes und zerschlagenes Herz verachten? Er richtete seine Augen auf das Kreuz

von Golgatha, auf Den, der dort Sein kostbares Blut für Sünder vergossen hat, und da fand er schnelle und gründliche Heilung. An Stelle von Angst und Unruhe zog tiefer Friede in sein Herz ein. Er wußte, seine Sünden waren vergeben. Alles war anders geworden.

„Wie mein Sohn nach Hause gekommen ist, haben Sie gehört. Wenn ich an jenen Augenblick zurückdenke, wo der jahrelang Vermißte, der verloren und tot Geglaubte, mir in die Arme fiel und wir zusammen ausriefen: „Gott ist gütig!“ dann ist es mir, als könne mein Herz die Freude nicht fassen.“

Die liebe Alte war zu Ende. Mit gespannter Aufmerksamkeit hatte ich ihrem Bericht gelauscht. Wie wirklich war ihr Glaube! Das war in der Tat eine Seele, die auf ihren Gott vertraute! Und sie hatte erfahren, daß Er die, die solches tun, nicht beschämt. Nie werden sie zuschanden. Ja, Gott ist gütig. Der Psalmist sagt: „Nur auf Gott vertraue still meine Seele! Denn von Ihm kommt meine Erwartung. Nur Er ist mein Fels und meine Rettung.“ — „Schmecket und sehet, daß Jehova gütig ist! glücklich der Mann, der auf Ihn traut!“ (Ps. 62, 5. 6; 34, 8.)

Und wir wollen dankend singen:

Lobt den Herrn! Er ist die Liebe,
Er verläßt die Seinen nicht.
Scheint es um uns her auch trübe,
Freundlich strahlt Sein Angesicht.

Die Mohammedanerin.

Die auf unserem Bilde dargestellte Frau ist eine Mohammedanerin, eine einfache Bauersfrau aus Ägypten. Sie ist im Begriff, zum Dorfe, wo sie wohnt, zurückzukehren, nachdem sie am Nil oder an einem seiner Kanäle ihr Tongefäß mit Wasser gefüllt hat. Tag für Tag muß sie frühmorgens und abends den schweren Krug auf dem Kopfe oder der Schulter zum Wasser und dann gefüllt wieder heim tragen. Müde sitzt sie am Wegrand, denn der Weg ist weit, und sie hat bald nach Mitternacht aufstehen müssen, um auf der Handmühle ein bis zwei Stunden lang das für den Tag nötige Mehl zu mahlen und nachher das flache dünne Brot zu backen. Vielleicht ist sie heute auch schon in der Stadt gewesen, um Gemüse, Käse und dergleichen zu verlaufen. Sie mußte an dem heißen Tage den langen und sonnigen Weg zu Fuß zurücklegen, den schweren Korb auf dem Kopfe, und dazu möglicherweise noch in einem Tuch auf dem Rücken ihr kleines Kind, das sie nicht zu Hause zurücklassen kann. Jetzt vor dem Abendessen hat sie noch das nötige Wasser geholt, damit der Mann, wenn er nach Sonnenuntergang vom Felde zurückkehrt, sein Abendessen vorfindet, das er dann allein mit seinen Söhnen verzehrt, während Frau und Töchter das was übrigbleibt in der einfachen Küche essen.



Die arme Frau kann nicht lesen noch schreiben, denn der einfache Bauersmann auf dem Lande hält es nicht für nötig, daß sein Mädchen Lesen und Schreiben lerne; sie hat ja hierfür nicht genügend Verstand. Und in die Moschee, wohin er geht, um zu beten, darf seine Frau nicht mitgehen; sie hat ja keine Seele und braucht deshalb auch keine Religion.

Wo kann die Arme sich Trost holen, und wie kann sie sich freuen, wenn sie nicht Gott und Sein Wort kennt? Ihr Blick ist so ernst und traurig; sie hat nichts für ihre Seele. Welch ein Gegensatz zu den Frauen in den christlichen Ländern! Schätzen diese wohl auch alles das, was ihnen die Offenbarung Gottes durch Jesum Christum und Sein Wort für ihre Seelen und das tägliche Leben gebracht hat, und danken sie Gott dafür?

Gefährliche Sorglosigkeit.

Es kommt häufig vor, daß Leute, die man darauf aufmerksam macht, daß Gott durch die Ereignisse der gegenwärtigen Zeit ernst zu ihnen rede, den Sprecher mit einem Achselzucken oder einem ungläubigen Lächeln abfertigen. Es ist ihnen völlig gleichgültig. Ja, es ist mir schon begegnet, daß solche, mit denen ich von diesen ernstesten Dingen sprach, sich mit den leicht hingeworfenen Worten beruhigten: „Nun, wir sind dann ja nicht allein“. So lebt der Mensch in völliger Gleichgültigkeit dahin. Sein hauptsächliches, wenn nicht einziges

Sorgen geht dahin, möglichst viel Geld zu verdienen, um sich „das Leben möglichst angenehm zu gestalten“. Nach Gott und nach den ewigen Dingen fragt die große Masse nicht. Das ist ein „überwundener Standpunkt“. Was braucht der Mensch auch für seine Seele zu sorgen? Das Irdische liegt ihm näher. Und über Gottes Heiligkeit und Gerechtigkeit geht er spottend hinweg.

Vielleicht gibt es auch unter den Lesern dieser Zeilen den einen oder anderen, der ähnlich denkt und, wie die oben angegebenen Leute, sich bis heute damit zu beruhigen gesucht hat, daß er auf seinem Wege viele Genossen habe. O über solch törichte Weise, derart ernste Fragen zu beantworten! Wenn du, lieber Leser, dich mit deinen Gefährten bei Nacht und Nebel verirrt hast, und es begegnet dir jemand, der dir sagt, der Weg, den du mit deinen Gefährten gehst, führe in einen Sumpf, wo du unvermeidlich umkommen müßtest — wirst du dann mit dem Gedanken zufrieden sein, nicht allein in den sicheren Tod zu gehen? Wirst du nicht mit deinen Genossen dem Warner danken und einen sicheren Weg suchen, der dich zum Ziele führt? Ohne jede Frage! Und wenn ich dir nun zurufe: Der Weg, den du gehst, endet nicht nur in einem Sumpf, er führt dich ins Verderben, in den See, der mit Feuer und Schwefel brennt, in einen Zustand ewigen Fernseins von Gott, voll bitterer Selbstanklagen, Qual und Pein — kann dir da die Gewißheit etwas helfen, in der Verdammnis alte Bekannte wiederzufinden?

„Es ist den Menschen gesetzt, einmal zu sterben, danach aber das Gericht!“ (Hebr. 9, 27.)

Viele Menschen sind ihr ganzes Leben hindurch nicht ohne Freunde geblieben; sie haben Bewunderer, Verehrer oder doch wenigstens treue Anhänger gefunden. Andere sind mehr die dunklen und einsamen Pfade des Lebens gegangen, aber auch da haben ihnen Gleichgesinnte nicht gefehlt. Aber wenn das Letzte des Weges kam, wenn der Tod im Begriff stand, sich seiner Beute zu bemächtigen, mit einem Wort, wenn es ans Sterben ging, da mußte auch der beste Freund zurückbleiben. Den Gang in die Ewigkeit, jenen Sprung ins Ungewisse, wie einst ein im Leben Großer sich auf seinem Sterbebett ausdrückte, den mußte jeder allein machen.

Und das Gericht?! — Auch das wird nicht in einer allgemeinen Aburteilung der großen Masse bestehen, sondern jeder einzelne wird persönlich Dem gegenübergestellt werden, vor dessen Angesicht Erde und Himmel entfliehen, und auf Grund peinlich genauer göttlicher Aufzeichnungen wird er gerichtet werden, nach seinen Werken. Ach! lieber Freund, da wird's dir wahrlich nicht mehr zur Beruhigung dienen, daß es anderen ähnlich ergeht wie dir. Nein, in jenem Augenblick wirst du deine Gleichgültigkeit verfluchen. Aber zur Umkehr ist's dann zu spät! Darum horche heizzeiten auf die Stimme solcher, die Gott dir in den Weg schickt, und die im Blick auf das schreckliche Ende, das deiner wartet, dich bitten, von dem gefährlichen Wege, auf dem du dich befindest, umzukehren. Die Weisheit Gottes, in der Person Jesu Christi, des Sohnes Gottes, den Menschen geoffenbart, läßt noch immer ihre Stimme erschallen, damit die Menschen sie kennen lernen, und wohl dem, der

auf sie hört! Wer sie findet, hat das Leben gefunden. Wer aber an ihr sündigt — sie unbeachtet läßt — tut seiner Seele Gewalt an; alle, die sie hassen, lieben den Tod. So steht's in Sprüche 8, 35 und 36. Und wie sagt Jesus, der große Heiland der Verlorenen? „Wer mein Wort hört und glaubt Dem, der mich gesandt hat, hat ewiges Leben und kommt nicht ins Gericht, sondern er ist aus dem Tode in das Leben übergegangen.“ (Joh. 5, 24.)

O daß du doch dem Rufe der Weisheit, der Stimme des Heilandes, der auch dich ruft, Gehör schenken möchtest! Es würde zu deinem ewigen Heil dienen. Wenn du, ohne mit Gott versöhnt zu sein, in die Ewigkeit gehen müßtest, wäre völlige Verdammnis vom Angesicht Gottes hinweg dein Teil. „Es ist furchtbar, in die Hände des lebendigen Gottes zu fallen.“ (Hebr. 10, 31.)

Von dem Vogel Strauß wird erzählt, daß er, wenn die Jäger ihn müde geheßt haben, seinen Kopf in den Sand stecke. Das arme Tier ist wohl der Meinung, daß es, wenn es seine Verfolger nicht mehr sehe, auch von diesen nicht mehr gesehen werden könne. Es verschließt sich der Gefahr. Wie viele Menschen gleichen dem unvernünftigen Tiere! Obwohl Gott mit der Allgemeinheit sowohl wie mit dem Einzelnen redet und durch Sein ewiges Wort allen den Ernst des Gerichts bezeugt, bleibt die große Masse teilnahmslos und gleichgültig, ja, bringt dem Verachtung entgegen, was Gott dem Menschen vor Augen hält, um ihn zur Besinnung und zur Erkenntnis seines verlorenen Zustandes zu bringen. Welch eine Torheit, Welch unbeschreiblicher Leichtsinn! Dadurch daß man die mancherlei War-

nungen Gottes in den Wind schlägt und tut, als ob Gott garnicht da wäre, schafft man die Gefahr wahrlich nicht aus dem Wege. Das Gericht Gottes kommt sicher. „Wenn sie sagen: Friede und Sicherheit! dann kommt ein plötzliches Verderben über sie; und sie werden nicht entfliehen.“ (1. Thess. 5, 3.) Wenn Gott sich auch heute besonderer Eingriffe in das Leben des Menschen enthalten mag, wenn Er sich ungestraft lästern läßt, — an jenem Tage wird niemand, der vor dem großen weißen Throne steht, die Tatsache, daß Gott ist, und daß Jesus Christus ist, leugnen können. Dann wird sich Ihm jedes Knie beugen, und jede Zunge wird bekennen, daß Jesus Christus Herr ist, zur Verherrlichung Gottes, des Vaters. (Vergl. Phil. 2, 10. 11.)

Noch ist Gnadenzeit. Noch kann sich jeder schuldbewußte Sünder am Kreuze, wo Jesus, der Sohn Gottes, für ihn litt und starb, seiner Sündenlast entledigen. Umsonst will Gott die Schuld erlassen und einem jeden ewiges Leben schenken, der von seinen Wegen umkehrt und an den Namen des Sohnes Gottes glaubt.

O bedenke, mein Leser, was für dich auf dem Spiele steht! Es handelt sich um ewiges Leben oder ewige Verdammnis! Darum laß Sorglosigkeit und Gleichgültigkeit fahren! Die eine ist so gefährlich wie die andere.

Das Leben und den Tod läßt Gott dir heute vorlegen: So wähle das Leben, auf daß du lebest! Glaube an den Herrn Jesus, denn „dieser ist der wahrhaftige Gott und das ewige Leben“. (1. Joh. 5, 20.)

Leben und Tod.

Der Metzgermeister M. lag schwerkrank da-nieder. Er stand an der Schwelle der Ewigkeit, und da fing sein Gewissen an zu reden. Er überdachte seinen Lebensweg, und es wurde ihm klar, daß er so, wie er war, vor dem heiligen und gerechten Gott nicht erscheinen konnte. Seine Frau und mehrere Nachbarinnen umstanden teilnahmsvoll sein Lager. Der Kranke machte kein Hehl aus der Unruhe seines Herzens, und die Frauen waren eifrig bemüht, ihm aus Gebetbüchern mancherlei zum Trost und zur Beruhigung vorzulesen. Aber es half alles nicht. Was nun? Man flüsterte miteinander, und endlich faßte man den Entschluß, Frau S. zu holen, die als wahre Christin bekannt war.

Frau S. folgte alsbald der Aufforderung. Sie wollte, wenn möglich, gern dem Sterbenden eine Wegweiserin zum ewigen Leben sein. Als sie ins Krankenzimmer trat, rief M.:

„Ach, Frau S., helfen Sie mir, daß ich den Weg des Heils und der Errettung finde! Der Weg, auf dem ich jetzt bin, führt zur ewigen Verdammnis.“

Frau S. erwiderte, sie sei gern bereit, sich mit ihm zu unterhalten und ihm aus Gottes Wort vorzulesen. Die Frauen zogen sich darauf, mit Ausnahme der Gattin des Sterbenden, in ein Nebenzimmer zurück. Frau S. bat den Herrn um Weisheit und um die rechten Worte für den Sterbenden. Ihre Gedanken wurden daraufhin auf den

bußfertigen Räuber am Kreuze gelenkt. Sie las Herrn M. die bekannte Geschichte vor und wies darauf hin, wie dieser Mann sich in seiner Schlechtigkeit und seinen Sünden erkannte, wie er sich reumütig und bußfertig zum Herrn gewandt und von diesem im gleichen Augenblick erhört, angenommen und errettet worden sei, ohne daß von seiner Seite auch nur das Geringste dabei habe geschehen können. Sie zeigte ihm, wie der Räuber einzig und allein auf das Werk Christi angewiesen gewesen sei, wie aber auch dieses Werk genügt habe, um ihn ohne weiteres vom Kreuz ins Paradies zu bringen.

Der Herr segnete das Zeugnis Seiner Jüngerin. M. machte es wie der Schächer. Vertrauensvoll sich zu Jesu wendend, ergriff er Ihn im Glauben, und noch in derselben Stunde bekannte er freudig, die Gewißheit der Vergebung seiner Sünden und seines ewigen Heils erlangt zu haben. Alle Unruhe schwand. Der Gedanke an Gott und die Ewigkeit bereitete ihm keine Schrecken mehr. In Frieden ging er bald darauf heim.

Bevor Frau S. glücklichen Herzens das Haus verließ, begab sie sich zu den Frauen, die noch immer im Nebenzimmer weilten, und teilte ihnen mit, welche große Dinge der Herr an dem Sterbenden getan hatte. Sie empfing keine Antwort. Als sie jedoch aus dem Zimmer ging, sagte Frau R. zu den anderen:

„Wenn ich mich einmal auf dem Sterbebett befinde, lasse ich auch die Frau S. rufen, damit sie mich in den Himmel hineinbetet.“

Aber ach! es sollte der armen Frau so ergehen, wie es mancher Seele vordem und nachdem ergangen

ist. Sie kam nicht mehr dazu, Frau S. holen zu lassen, um „sie in den Himmel zu beten“. Gar nicht lange nach obigem Vorfall setzte sie sich eines Mittags mit der Familie zu Tisch, nahm den Löffel, um zu essen, und sank, von einem Herzschlag getroffen, tot zu Boden.

Heut' lebst du,
Heut' belehre dich!
Eh' morgen kommt,
Kann's ändern sich.

„Liebe deinen Nächsten wie dich selbst.“

In einem preußischen Kriege erschien eines Tages vor einer alten Hütte tief im Gebirge ein Reitertrupp. Der Bewohner der Hütte, ein alter Herrnhuter mit silbergrauem Bart, trat heraus.

„Vater“, sagte der den Trupp führende Offizier zu dem Alten, „zeigt mir ein Feld, wohin ich meine Leute zum Futterholen führen kann!“

„Jawohl“, versetzte der Alte, nahm Mütze und Rock und schritt den Reitern voran, bis sie an ein prächtiges Gerstenfeld kamen.

„Das ist ja gerade, was wir suchen!“ sagte der Offizier.

„Einen Augenblick, meine Herren!“ bat der Alte. „Lassen Sie dieses Feld! Sie werden schon zufriedengestellt werden.“

Nach kurzer Zeit gelangten sie an ein zweites Gerstenfeld. Die Soldaten stiegen ab, schnitten das Getreide ab und luden es auf.

„Ihr habt Euch unnötige Mühe gemacht, Vater“, sagte der Offizier, als er sich verabschiedete.
„Das erste Feld war weit besser als dieses.“

„Ja“, erwiderte der alte Mann, „aber es gehörte nicht mir.“

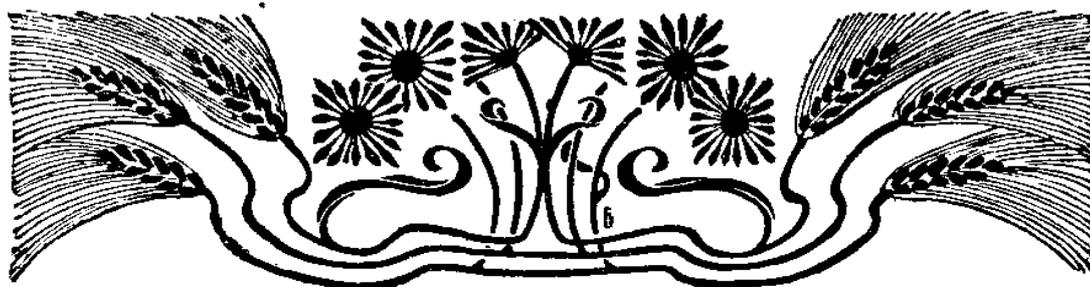
Liebe.

Es trug der Herr der Welten
Ein Pflänzlein erdenwärts.
Doch wurzelt's gar so selten
Im stolzen Menschenherz.
Das ist die wahre Liebe,
Die ohne Heuchelei
Und frei von schlechtem Triebe
Und ohne Ende sei.

Von Gottes stetem Frieden
Will sie umheget sein,
Sonst kann ihr Wuchs hienieden
Nur kümmerlich gedeihn.
Auch muß man stets sie nähren
Mit heil'gem Lebenswort,
Blühkräfte zu gewähren
Und Wachstum fort und fort.

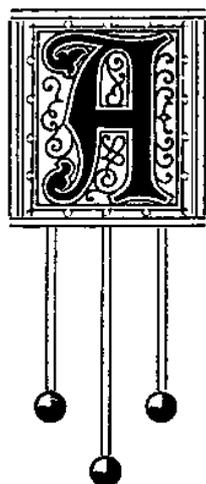
Und wäre dein ein Hoffen,
Das immer aufwärts blickt,
Stünd' dir der Glaube offen,
Der Felsgestein entrückt,
Und wär' nicht dein die Liebe,
So rief ich dir zu:
Wie ist dein Leben trübe,
Wie arm, wie arm bist du!

R. B.



Aus dem Tagebuch einer Krankenschwester.

I.



Am 21. Februar. — Die Oberin ist für acht Tage verreist. Dadurch wird meine Tätigkeit anstrengender und meine Verantwortlichkeit viel größer. Ich habe jetzt die ganze Last zu tragen und für achtundvierzig Kranke in vier Sälen zu sorgen. Jeden Augenblick kann etwas Unerwartetes vorkommen. Aber, Gott sei Dank! „ich vermag alles durch Den, der mich kräftigt“.

Um 9,30 begann meine Nachtwache. Unser Anstaltsarzt war ausgegangen und wollte nicht vor ein Uhr zurück sein. Nachdem ich von den Tageschwestern Bericht über die Kranken empfangen hatte, begann ich meine Runde. Zunächst suchte ich die beiden zuletzt gekommenen auf. Der eine von ihnen war ein bereits bejahrter Glasermeister, der von der Leiter gefallen war. Mit gebrochenem Arm und drei gebrochenen Rippen war er ins Haus eingeliefert worden. Er litt heftige Schmerzen. Ich sagte ihm ein paar tröstende und ermunternde

Worte, schob ihm das Kopfkissen zurecht und ging dann weiter. Ein leise geflüstertes: „Gott segne Sie!“ traf mein Ohr. Das gab mir Mut.

Langsam ging ich die Reihe entlang. Um das letzte Bett im Saal stand ein Schirm, Beweis genug, daß der Fall „gefährlich“ war. Der Arzt hatte bereits erklärt, mit diesem Kranken werde es wohl nicht mehr lange dauern, — also ein „hoffnungsloser Fall“. Der Mann selbst wußte nicht, wie es um ihn stand. Er mußte ständig im Auge behalten werden, da es unter Umständen schnell zu Ende gehen konnte.

Ich setzte mich neben das Bett und bat den Herrn um ein passendes Wort für den Kranken. Es war hell genug, um einen kräftig gebauten jungen Menschen in ihm zu erkennen. Er litt viel. Nachdem ich eine Zeitlang dageessen hatte, öffnete er die Augen, sah mich an und fragte: „Eine andere Schwester?“

„Ja“, versetzte ich, „ich bin gekommen, um diese Nacht für Sie und die anderen zu sorgen.“

„Mit mir geht's zu Ende, Schwester. Der Arzt sagt zwar, er hätte noch Hoffnung, aber ich weiß es besser. Es wird mein Tod sein. Es war ein so schrecklicher Fall!“

Ich fragte ihn, ob er den großen Arzt und Helfer nicht kenne, und zu meiner Freude antwortete er:

„O ja, ich habe Jesum lieb. Er vergebe mir, daß ich auch jetzt noch am Leben bleiben möchte, wo Er mich doch zu sich nehmen will!“

„Gott sei Dank!“ sagte ich. „Sie haben also keine Furcht vor dem Tode, weil Sie wissen, an wen

Sie geglaubt haben, und weil Er mächtig ist, alle die völlig zu erretten, die zu Ihm gekommen sind?"

"Ja", wiederholte er, "ich habe Jesum lieb. Seit drei Jahren bin ich Sein Eigentum. Ich habe damals einen biblischen Vortrag gehört. Das hat mich auf den rechten Weg gebracht. Der Sprecher weiß nichts von mir, aber Gott kennt mich. Ich habe keine Angst vor dem Tode."

Ich fragte ihn, ob er völlig auf Gott vertrauen könne.

"Denen, die Gott lieben, müssen alle Dinge zum Guten mitwirken", lautete seine Antwort.

"Sie glauben also, daß auch der Sturz, den Sie getan haben, obwohl er die Ursache Ihres Todes ist, Ihnen zum Guten mitwirken muß?"

"Ja, Gott sei Dank, der mir den Sieg geschenkt hat! Noch während des Fallens wußte ich, daß es mein Tod sein würde. Aber trotzdem konnte ich mich freuen, daß es meinen Kamerad nicht getroffen hatte, denn noch kurz vorher hatte ich ihn aufs schrecklichste fluchen hören."

Der arme Junge! Seine Schmerzen waren groß. Nur stoßweise kamen die Worte heraus. Er bekam mehrere Morphiumspritzen, aber es nützte wenig. Doch klagte er nicht, sondern trug sein Leiden mit Geduld. Mit stiller Kraft sah er dem Augenblick entgegen, wo er erlöst werden würde.

Noch zwei lange, schwere Tage mußte er durchmachen. Als ich am Dienstagabend zu ihm kam, merkte ich, daß sein Ende nahe war. Ich sagte ihm den kostbaren 23. Psalm vor, und er sprach die Worte leise, aber innig nach. Kurz darauf hörte ich ihn flüstern: „Herr, vermehre mir meinen

Glauben!" Ein andermal — Satan hatte ihn wohl an sein früheres Leben erinnert — seufzte er: „Liebreicher Vater, vergib mir alle meine Sünden! Jesus, mein Heiland, komm! Komm, Herr Jesus, komm bald!"

Gegen Morgen begann er irre zu reden. Aber auch in seinen Phantasieen rief er beständig zu Jesu. Mehrmals versuchte er aus dem Bett zu springen. Ich nahm seine Hand, um ihn zu beruhigen. Aber er erkannte mich nicht mehr. Gegen halb drei Uhr wurde der Puls schwach und langsam. In stillem Gebet kniete ich an seinem Bett nieder. Als ich aufstand, war er bei Jesu. Sanft und ruhig war er entschlafen, und ich dachte bei mir: „Hoffnungslos war der Fall doch nicht!"

II.

Samstag, den 11., kam ein Telegramm von einem Herrn D., der dringend eine Krankenschwester erbat; ich wurde zum Gehen bestimmt.

Der Zug brachte mich in eine ländliche Gegend. Am Bahnhof wartete ein Wagen auf mich. In flottem Trabe ging es durch liebliche Strecken, bis wir vor einem ansehnlichen Gebäude hielten. Ein Diener öffnete und führte mich in ein fein ausgestattetes Empfangszimmer. „Es müssen reiche Leute sein“, dachte ich bei mir, indem ich meine Blicke umherwandern ließ.

Nach einiger Zeit trat eine bedrückt aussehende Dame ein. Sie begrüßte mich mit einem kühlen Lächeln und den Worten:

„Sie sind also die erbetene Krankenschwester? Wie lange pflegen Sie schon?"

„Seit drei Jahren. Ich hoffe, mit Gottes Hilfe Ihnen von einigem Nutzen sein zu können.“

„Schön, schön. Die Kranke fühlt sich heute Abend ein wenig wohler.“

Frau D. führte mich dann eine prächtige Treppe hinauf in ein Zimmer, wo ich meine Sachen ablegen und mich zur Nachtwache fertig machen konnte. Inzwischen teilte sie mir mit, daß die Kranke ihre einzige Tochter sei. „Ich habe versucht, sie selber zu pflegen“, setzte sie hinzu, „aber der Arzt war anderer Meinung und hat Sie herbestellt.“

Wir traten ins Krankenzimmer. Da lag, von Kissen gestützt, Fieberglut in den Augen und mühsam nach Atem ringend, ein schönes, junges Mädchen. Wirr hing das lange Haar um das liebliche Gesicht. Dicke Schweißtropfen standen auf der Stirn, ein für mich deutliches Zeichen, daß der Tod bereits auf sein Opfer wartete.

„Sie ist sehr schwerhörig“, sagte Frau D., „Sie müssen ihr laut zusprechen.“

„Ach, Schwester!“ rief das arme Mädchen, „können Sie mir nicht helfen? Ich liege so schlecht.“

Ich tat was ich konnte. Aber es war schwer, die Kranke nach Wunsch zu betten. Auch die Verständigung mit ihr war nicht leicht. Ihr Gehör hatte in der Tat sehr gelitten. Frau D. machte mich mit den ärztlichen Vorschriften bekannt. Dann küßte sie ihr Kind und zog sich zurück.

Ich wachte die ganze Nacht. Die Kranke lag in schwerem Schlaf. Ab und zu reichte ich ihr die vorgeschriebenen Mittel. Gegen fünf Uhr begann sie sehr unruhig zu werden, und kurz darauf wurde sie völlig wach.

„Ich glaube, ich werde wieder gesund“, meinte sie mit einem fragenden Blick.

Ach! ich wußte es besser. Es war die scheinbare Besserung, die so manchmal dem nahenden Tode vorausgeht. In Erkenntnis dieser ernsten Tatsache rief ich ihr laut zu: „Jesus hat Sie lieb. Jesus kann Sie retten. Setzen Sie Ihr Vertrauen auf Gott!“

Sie warf mir einen bösen Blick zu und wandte sich von mir ab. „Ach, das ist ja alles Unsinn!“

Ich flehte sie an, dem Worte Gottes Gehör zu schenken. Aber sie zog sich die Decke über die Ohren und rief: „Ich kenne Gott nicht. Ich will nichts mit diesen Dingen zu schaffen haben.“

Es war ein Sonntag. Bald merkte ich, was für ein Geist in diesem Hause herrschte. Lautes Lachen drang oft genug bis ins stille Krankenzimmer. Wagen fuhren vor und wieder ab. Aus dem Billardsaal tönte das helle Klingen der Bälle. Um fünf Uhr des Nachmittags kam der Arzt. Er warf einen Blick auf die Kranke und gab mir zu verstehen, daß hier nichts mehr zu hoffen sei. Zugleich riet er mir, ein paar Stunden auszuruhen. Ich folgte dem Rat, aber ich schlief nicht lange. Frau D. kam und weckte mich. Die Kranke saß aufrecht im Bett. Ihre Augen waren weit geöffnet und blickten angstvoll umher. Wild focht sie mit den Armen durch die Luft.

„Ich sterbe, ich sterbe!“ schrie sie gellend. „Ruft alle herbei! Kann denn nichts getan werden, mich zu retten? Ist es zu spät? Ja, zu spät! Ich weiß nicht, wo ich hingehle. Ich kenne Gott nicht.“

Drei Stunden dauerte dieses schreckliche Schauspiel. Kein Bureden wollte helfen. Es war so

grausig, daß die Hausbewohner, die auf ihr Rufen gekommen waren, einer nach dem anderen das Zimmer wieder verließen. Ich blieb allein zurück.

„Nie hätte ich gedacht, so sterben zu müssen! Ich weiß nicht, wohin ich gehe!“

Mit diesen Worten sank sie endlich in die Kissen zurück. Ein furchtbares Schweigen folgte. Ich trat näher. Das Mädchen war tot.

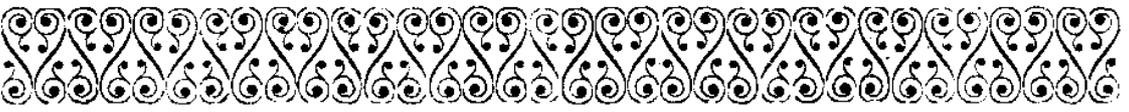
Diokletian.

Unser Bild zeigt eine Gedenkmünze mit dem Bildnis Diokletians, jenes römischen Kaisers, unter dem die letzte und auch wohl grausamste Verfolgung gegen die christliche Kirche der ersten Jahrhunderte stattgefunden hat.

Diokletian war ein charaktervoller Mensch, ein tüchtiger Herrscher und den Christen in den ersten Jahren seiner Regierung wohl gewogen. Viele bekleideten unter ihm erste Staatsstellen. Aber Diokletian war abergläubisch. Und diese Schwäche des Kaisers machten sich diejenigen, welche die Christen haßten und zu verderben trachteten, zunutze. Vor allem war es Galerius, der Schwiegersohn und Mitregent Diokletians, der, teils seinen eigenen grausamen Neigungen folgend, teils durch seine dem Heidentum sehr ergebene Mutter und durch fanatische Priester aufgestachelt, dem Kaiser keine Ruhe ließ, bis er ihn für seine bösen Pläne gewonnen hatte. Eine Feuersbrunst,

die im Jahre 303 im Palast Diokletians zu Nilomedien ausbrach, und deren Entstehung nicht aufgeklärt werden konnte, war für Galerius eine willkommene Gelegenheit, die Christen eines Anschlags gegen die Person des „Augustus“ zu bezichtigen. Der beabsichtigte Zweck wurde vollkommen erreicht. Nachdem Diokletian einmal in eine Christenverfolgung gewilligt hatte, kannte er weder Maß noch Ziel. Mit Ausnahme von Gallien, wo der milde Konstantius, ein anderer Mitregent Diokletians, herrschte, loderte das Feuer der Verfolgung durch das ganze römische Reich. Diokletian selbst ließ mehrere ihm nahestehende Persönlichkeiten aufs grausamste foltern und dann verbrennen. Er wurde an Grausamkeit allerdings durch seine Mitregenten (er hatte im ganzen deren drei) Galerius und Maximian weit übertroffen. Nachdem er selbst einige Jahre später die Herrscherwürde freiwillig abgelegt hatte, setzten die beiden Unmenschen die Verfolgung mit schrecklicher Wildheit fort. Die Feder sträubt sich, die damals begangenen Grausamkeiten zu schildern. Die Verfolgung dauerte im ganzen zehn Jahre. Dann gebot der Herr der Kirche Einhalt. Galerius und Maximian starben beide an schrecklichen Krankheiten. Beide haben in ihren letzten Lebenstagen, von Qualen des Gewissens und des Leibes gefoltert, nach Möglichkeit an den Christen gutzumachen gesucht, was sie an ihnen gesündigt hatten, aber zu spät. Die Hand des göttlichen Richters traf die Bösewichter mit voller Schwere.

Es ist bemerkenswert, daß bei dieser letzten Verfolgung die Feinde es besonders auch darauf



anlegten, die Schriften der Christen aufzufinden und zu verbrennen. Es war ein Versuch Satans, das Wort Gottes, die Speise und das Schwert des Gläubigen, auszurotten. Dieser Versuch ist nicht gelungen. Obwohl unzählige wertvolle Handschriften in dieser Zeit zerstört worden sind, hat Gott über Sein Wort gewacht, sodaß wir es heute, nach so langer Zeit, so klar und treu wie nur möglich besitzen.

Die Drangsalzeit war auch nötig für die Gläubigen selber. In den der Verfolgung vorangehenden Jahren hatten die Christen eine Stufe nie geahnten äußerlichen Wohlstandes erreicht. Schöne Kirchen waren gebaut worden, und prächtige Dienst-Gewänder und geweihte Gefäße von Silber und Gold in Gebrauch gekommen. Innerlich aber waren die Christen von der Reinheit und Einfachheit des Evangeliums Christi weit abgewichen. Das hatte der Herr, „der da wandelt inmitten der sieben goldenen Leuchter“, wohl wahrgenommen, und in Seiner Treue hatte Er die Verfolgung Seiner Geliebten zugelassen zu ihrer Läuterung und Belebung.

Schöne Beispiele von Bekennermut und Treue sind uns aus jener Zeit überliefert. Leider aber hat der Verfall der Kirche, nachdem unter Konstantin das Christentum gesetzliche Anerkennung gefunden hatte, aufs neue in betäubendster Weise eingesetzt, und wohin es heute gekommen ist, das haben wir vor Augen.

Die Masse der Christenheit besteht aus Gottesleugnern, Irrlehrern, geistlich Toten, die Sünde und das Vergnügen liebenden Menschen, aus

Menschen, „die mehr das Vergnügen lieben als Gott, die eine Form der Gottseligkeit haben, deren Kraft aber verleugnen“ (2. Tim. 3, 4. 5), „die auf das Irdische sinnen“. (Phil. 3, 19.) Nur Einzelne haben ihre Kleider gewaschen in dem Blute des Lammes und wandeln dementsprechend.

Wie stehst du, mein lieber Leser? Bist du wirklich ein Christ, oder hast auch du nur den Namen eines solchen?

Wo bist du?

I.

Als Adam, der erste Mensch, durch die Schlange im Garten Eden verführt, von der verbotenen Frucht gegessen hatte, da erfüllte sich sofort das ernste Wort Gottes: „Welches Tages du davon issest, wirst du des Todes sterben“. Adam fiel mit seiner ganzen Nachkommenschaft unter das Urteil des Todes. Zugleich empfing er die Erkenntnis des Guten und Bösen. Mit der Sünde kam das Gewissen, und zwar ein anklagendes, böses Gewissen. Es kam Adam unmittelbar zum Bewußtsein, daß er ungehorsam gewesen und zu einem Übertreter des göttlichen Gebots geworden war, und — er versteckte sich.

Etwas Furchtbares war geschehen. Der Mensch, eben erst mit der ganzen übrigen Schöpfung „sehr gut“ aus der Hand des Schöpfers hervorgegangen, im Bilde Gottes erschaffen und zum Herrscher über die Erde bestimmt, hatte seinen Platz und seine

Bestimmung Gott gegenüber völlig vergessen und war der Versuchung Satans erlegen. Er hatte in Unabhängigkeit und Eigenwillen gehandelt. Wohl hatte der Versucher auf Evas Bericht erwidert: „Mit nichten werdet ihr sterben; sondern Gott weiß, daß, welches Tages ihr davon esset, eure Augen aufgetan werden, und ihr sein werdet wie Gott, erkennend Gutes und Böses“. (1. Mose 3, 4. 5.) Aber wie sah es mit der Erfüllung des Gesagten aus? Nachdem die Lust des Fleisches, die Lust der Augen und der Hochmut des Lebens befriedigt worden waren, erkannte der Mensch mit erschreckender Deutlichkeit, daß Gott ihm die Wahrheit gesagt und Satan ihn betrogen hatte. Wohl hatte er eine „Erkenntnis“ erlangt, er kannte jetzt den Unterschied zwischen gut und böse, — was vorher nicht der Fall war, — aber diese Erkenntnis verurteilte ihn und trieb ihn aus der Gegenwart des heiligen Gottes. Der unschuldige Mensch war ein schuldiger Sünder geworden, der wohl wußte, was gut war, aber keine Kraft hatte, es zu tun, und der das Böse kannte, aber nicht imstande war, es zu lassen. Genau das Gegenteil von dem, was die Schlange ihm verheißen hatte, war also eingetreten. Anstatt zu werden wie Gott, war er aus der Stellung eines in seiner Abhängigkeit von Gott glücklichen, unschuldigen Menschen herausgefallen, und Fluch und Tod, der Sünde gerechter Sold, warteten seiner. „Durch einen Menschen ist die Sünde in die Welt gekommen, und durch die Sünde der Tod, und also ist der Tod zu allen Menschen durchgedrungen, weil sie alle gesündigt haben.“ So sagt Gottes Wort. (Röm. 5, 12.)

Es blieb nicht bei der ersten Sünde. Schon Kain, der Erstgeborene Adams, wurde zum Bruder-mörder! Und immer weiter griff die Sünde um sich, alle möglichen Formen und Gestalten annehmend, vor nichts Halt machend, nichts verschonend. Es erübrigt sich, auf Einzelheiten einzugehen. Gottes Buch, die Bibel, verzeichnet mit größter Genauigkeit die traurigen Früchte des von Satan ausgestreuten Samens. Und bis zum heutigen Tage hat die Geschichte der Menschheit dargetan, wohin der Mensch unter der Sünde gekommen ist.

Adam floh vor Gott und versteckte sich. Aber der Gott aller Gnade suchte ihn auf mit dem Rufe: „Adam, wo bist du?“ Noch immer ruft Gott in die Welt hinein: „Wo bist du?“ Aber viele Menschen sind schon so tief gesunken, daß ihnen das Gehör für diese ernste Frage völlig verloren gegangen ist. Andere wollen nicht hören, und da, wo die Stimme gehört wird, sind es wiederum nur wenige, die eine Antwort auf die Frage geben.

Ja, wo bist du, o Mensch? In welchem Zustand befindest du dich? Gottes Wort beschreibt ihn so: „Tot in Vergehungen und Sünden“, und: „Keine Hoffnung habend und ohne Gott in der Welt“. (Vergl. Eph. 2, 1 und 12.) Trennend steht die Sünde zwischen Gott und dem Menschen. Und wenn der Herzensklünder herabblickt auf die Menschheit, so kann Er nur feststellen, daß nicht ein Gerechter da ist, auch nicht einer. Alle sind abgewichen. (Vergl. Röm. 3, 10—18.) Das Ergebnis der göttlichen Feststellung muß deshalb lauten: „die ganze Welt ist dem Gericht Gottes verfallen“. (Röm. 3, 19.)

Ach! wenn doch der Mensch das Urteil Gottes über sich annehmen wollte, dann wäre Hilfe möglich. Aber er lauscht viel lieber der Stimme Satans, des Fürsten dieser Welt, der immer wieder neue Einwände gegenüber dem Worte Gottes erfindet und durch seine Verführungskünste den Menschen daran zu hindern sucht, sich im Lichte des Wortes Gottes zu betrachten. Fleißige und Müßiggänger, Fröhliche und Trauernde, Kluge und Törichte, Religiöse und Nichtreligiöse — sie alle weiß der Feind der Seelen, der Lügner und Menschenmörder von Anfang, in seinem Banne zu halten und sie an seinem Gängelband zu führen.

Arme, betörte Menschheit! — Ich sehe manche beim Lesen dieser Zeilen die Achseln zucken und lächeln, allein es bleibt doch wahr, was das Wort Gottes so deutlich und ernst sagt:

Die ganze Welt ist dem Gericht Gottes verfallen.

Nerua.

Neuebriden heißt eine Inselgruppe im südlichen Teile des Großen Ozeans, östlich von Australien. Sie werden von den sogenannten Papuas bewohnt. Als die Inseln im achtzehnten Jahrhundert entdeckt wurden, fand man die Eingeborenen in einem erschreckend niedrigen Zustand. Sie waren Menschenfresser, bei denen Ehebruch, Mord, Diebstahl und andere grobe Sünden zur Tagesordnung gehörten. Im Laufe der Zeit

wagten Missionare, gedrängt durch die Liebe Christi, ihren Aufenthalt auf diesen Inseln zu nehmen, um den in der Sklaverei Satans gefangenen Bewohnern das Wort vom Kreuze zu verkündigen. Licht fiel in das Land des Todes-schattens. Aber es war eine schwere Arbeit. Wer als Missionar nach den Neuhebriden reiste, mußte mit dem Leben abgeschlossen haben. Viele haben dort ihren Tod gefunden, teils durch das gefährliche Klima, teils durch Mörderhand. Aber das Blut dieser Zeugen der Wahrheit ist nicht umsonst geflossen. Unter den blutdürstigen, wilden Stämmen hat das Evangelium schließlich herrliche Triumphe feiern dürfen.

Eine der kleineren Inseln der Gruppe heißt *Aniwa*. Sie ist fast ganz von Korallenriffen eingeschlossen, an denen die Wogen des Ozeans sich schäumend und donnernd brechen. An dieser kleinen Insel landete am 8. August 1865 der schottische Missionar Johann Paton. Er kam von der Insel *Tanna*, die er der Feindschaft der Insulaner wegen hatte verlassen müssen.

Auch auf *Aniwa* warteten des unerschrockenen Evangelisten Gefahren genug, aber er durfte doch auf dieser Insel die lieblichsten Früchte seiner Arbeit ernten. Die Kannibalen warfen einer nach dem anderen ihre Götzen weg, und viele von ihnen wurden treue und eifrige Nachfolger Jesu.

Einer der eifrigsten unter diesen war der Häuptling *Nerba*. Im Anfang war er ein grimmiger Feind des Evangeliums, ein gefährlicher Widersacher gewesen. Als Paton zum erstenmal sein Dorf besuchte und hier zu predigen begann,

hörte er zunächst ruhig zu. Aber sobald er merkte, daß das, was der Missionar lehrte, in unmittelbarem Gegensatz stand zu den seit alters eingewurzelten heidnischen Gewohnheiten seiner Landsleute, fiel er ihm zornig in die Rede mit den Worten:

„Was du da sprichst, sind lauter Lügen. Und das nennst du dann Gottesdienst!? Du sagst, dein Gott wohne im Himmel. Aber wer ist je dort gewesen und hat Ihn gesehen? Du sprichst von Ihm, als ob du selber in Seinem Himmel gewesen wärest, und dabei kannst du nicht einmal in die Spitze eines Kolosbaums klettern, was wir mit Leichtigkeit fertig bringen. Du kannst ohne Leiter nicht einmal auf das Dach deines Hauses steigen. Und machtest du auch deine Leiter höher als unsere höchsten Kolosbäume und klettertest bis oben hinauf, so könntest du doch nichts weiter tun, als an der anderen Seite wieder hinuntersteigen. Du kämest wieder dahin, wo du angefangen hast. Es ist unmöglich: Du hast deinen Gott weder gesehen noch gehört. Fort mit deinen weißen Lügen, oder ich durchbohre dich mit meinem Speer!“

So wurde Baton aus Nervas Dorf vertrieben. Aber nicht viel später fand ein Waisenmädchen aus diesem Dorf Aufnahme im Missionshaus. Hier wurde es liebevoll erzogen und lernte Lesen, Schreiben und noch manches andere dazu. Später kam noch ein Junge aus dem gleichen Dorf ins Missionshaus. Und was die Predigt des Missionars nicht bewirkt hatte, das brachten die Erzählungen aus Kindermund zuwege. Es zeigte sich hier wie so oft, daß tätige Nächstenliebe die beste Predigt

ist. Der christlichen Liebe konnten selbst die wilden Kannibalen auf die Dauer nicht widerstehen. Eines Tages kam die Frau des feindlichen Häuptlings mit der freudigen Nachricht ins Missionshaus: „Nervas Widerstand nimmt ab. Das kommt von den Erzählungen der Waisenkinder. Er hat nichts dagegen, wenn ich in die Kirche gehe und das Buch der Christen befrage.“

Diesem Vorbild folgten bald andere Dorfbewohner. Erst kamen Frauen und Kinder, dann die Männer, und schließlich kam Nerva selber. Zuerst hielt er sich in einem gewissen Abstand und tat so, als ob nur das Singen der Kinder ihn interessiere. Aber mit der Zeit kam er näher, so daß er die Predigt verstehen konnte. Schließlich fing er sogar an, die Missionschule zu besuchen, zog Kleider an, und langsam aber sicher brach das Licht durch in das finstere Heidenherz, bis Nerva am Ende ein aufrichtiger und demütiger Jünger des Herrn Jesus wurde. Aus dem Saulus wurde ein Paulus. Mit viel Eifer verkündigte er persönlich einem benachbarten Häuptling und dessen Stamm das Evangelium.

Wenn ein Heide, der sein Leben lang in der Finsternis des Aberglaubens mit all seinen Greueln und Schrecknissen gelebt hat, immer in Furcht vor bösen Geistern und rachsüchtigen Göttern, verstehen gelernt hat, daß Gott Liebe ist, daß dieser Gott Seinen Sohn gesandt hat, um für ihn zu sterben und ihn von seiner Sündenlast zu befreien, und daß er in diesem Sohne ein Erbe des ewigen Lebens geworden ist, dann fließt sein Herz über von Freude, und er brennt vor Verlangen, jeder-

mann mit der frohen Botschaft bekannt zu machen, er mag wollen oder nicht. In Glaube und Eifer, in herzlicher Liebe zu Gott und Seinem Wort sind diese Christen aus den Heiden denen, die von jeher die Segnungen des Christentums genossen haben, oft genug ein beschämendes Vorbild.

Als Nerva sich zum Heiland bekehrt hatte, übernahm er freiwillig die Aufgabe, jeden Sonntagmorgen die große Bibel aus dem Missionshaus zur Kirche zu tragen und dafür zu sorgen, daß alles in Ordnung war, wenn die Stunde begann. Einmal sah Paton, wie er die Bibel innig ans Herz drückte und ausrief: „O dürfte ich diesen Schatz doch einmal in meiner Sprache besitzen!“

Nervas Wunsch sollte erfüllt werden. Schon länger war an der Übersetzung gearbeitet worden. Endlich konnte mit dem Druck begonnen werden. Zunächst erschienen die Evangelien Matthäus und Markus. Das war eine Freude! Mit unermüdlichem Eifer begann der Häuptling zu studieren, und in erstaunlich kurzer Zeit konnte er geläufig lesen. Aber nun genügte es ihm nicht mehr, selbst das Vorrecht zu haben, Gottes Wort zu lesen. Er fing auch an, seine Untergebenen zu unterrichten. Eine Schule wurde in seinem Dorf errichtet, und Nerva wurde Lehrer an der Schule. Eine gute Hilfe hatte er an Kuvawa, einem anderen Häuptling, der durch ihn unter den Schall des Evangeliums gekommen war.

Nachdem Nerva eine Reihe von Jahren treu für seinen Herrn gearbeitet hatte, wurde er ernstlich krank. Er war bei vielen bekannt und geliebt, und viele kamen, um ihn zu besuchen. Gewöhnlich

las er seinen Besuchern einen Abschnitt aus den Evangelien vor und betete mit ihnen. Auch liebte er sehr den Gesang. Er selbst hatte eine gute Stimme, und so erklang denn manches Lied zu Gottes Ehre. Als Paton ihn zum letztenmal besuchte, fand er ihn sehr schwach. Er zog den Missionar dicht an sich heran und flüsterte: „O Missi, mein Missi, wie froh bin ich, daß du gekommen bist! Siehst du die jungen Leute da drüben? Sie waren eben bei mir und haben über allerlei Dinge mit mir gesprochen und mich sehr ermüdet. Aber den Namen Jesu haben sie nicht ein einziges Mal genannt. Ach, Missi, lies mir doch die Geschichte von Jesus noch einmal vor! Bete für mich! Doch nein, warte! rufe sie zurück und laß mich noch einmal zu ihnen sprechen, ehe ich heimgehe!“

Die jungen Leute wurden zurückgerufen, und während sie alle sein Lager umstanden, sprach der sterbende Häuptling mit Anspannung seiner letzten Kräfte:

„Laßt nach meinem Heimgang keine schlechten Reden und keine heidnischen Gewohnheiten unter euch Platz greifen! Singt Lieder zu Gottes Ehre, betet zu Jesu und begrabt mich als einen Christen! Sorgt gut für meinen Missi und helft ihm, so viel ihr könnt. Ich sterbe glücklich, denn ich gehe zu Jesu. Und es war Missi, der mir den Weg zu Ihm gezeigt hat. Wer von euch will nun meinen Platz in Schule und Kirche einnehmen? Wer von euch will für Jesum eintreten?“

Viele weinten, aber keiner antwortete.

„Dies sei meine letzte Tätigkeit auf Erden“, fuhr der Sterbende nach einer Pause fort: „Wir

wollen einen Abschnitt aus dem Buche lesen, und dann will ich für euch alle beten, und Missi soll für mich beten. Dann sollen meine Freunde mir noch ein Lied singen, und während ihr Lied in meinen Ohren klingt, möge Gott mich heimholen!"

Und so geschah es. Es wurde gelesen und gebetet. Die gläubigen Freunde, die sich mittlerweile eingefunden hatten, sangen leise das dem Heimgehenden so gut bekannte Lied: „Es gibt ein wunderschönes Land“. Der alte Mann faßte nach der Hand des Missionars. Er wollte noch etwas sagen, aber er konnte nicht mehr. Sein Haupt sank zurück, und noch unter den Klängen des Liedes entfloß seine Seele zu jenem „wunderschönen Land“, zu Jesu, dem großen Heiland, der durch die Macht Seiner göttlichen Liebe diesen wilden Kannibalen aus dem finstersten Heidentum in Sein wunderbares Licht gebracht hatte.

Der Gott des Elia.

Während meiner Gefangenschaft als englischer Kriegsgefangener, so erzählt ein gläubiger Freund, gab es manchmal schwere Tage. Die Verpflegung war so unzureichend, daß die Kameraden sich schließlich aufmachten und Kartoffeln- und Rübenschaln sammeln, um sie zu kochen und damit den quälenden Hunger zu stillen. Ich konnte mich zuerst nicht dazu entschließen, es zu machen wie die anderen. Aber als der Hunger immer nagender wurde, sodaß es mir am Ende erging wie dem

verlorenen Sohne, der nach den Trägern der Schweine verlangte, da ging ich eines Tages auch in die Küche, um zu sehen, ob ich nicht eine Portion Schalen austreiben könne. Aber ich kam zu spät. Es war schon alles weggeholt. Ziemlich mutlos setzte ich mich hin und griff nach Gottes Wort. Ich schlug den Abschnitt auf, der die Geschichte des Propheten Elia am Bache Arith berichtet. Und die Erinnerung an die wunderbare Fürsorge Gottes, der Seinem Knecht durch Raben das bringen ließ, was er an Nahrung bedurfte, gab mir aufs neue Kraft und Trost. Sollte der Gott, den ich durch Jesum Christum als meinen Vater kannte, nicht Mittel und Wege haben, um Sein teuer erkauftes Kind zu erhalten?

Während ich noch so dasitze und sinne, tritt auf einmal einer unserer schwarzen Wachmannschaften auf mich zu und reicht mir ein Stück Fleisch und Brot. Wie der Mann dazu kam, weiß ich nicht. Nur das Eine steht für mich fest: Gott hat es ihn geheißt. Er hat das Herz des Mannes aus dem fremden Volke, bei denen so häufig die Seele der Hautfarbe entspricht, gelenkt, um mir zu helfen in meiner Not. Und was noch merkwürdiger ist, am zweiten Tage kam ein anderer und brachte mir zu essen. Und so ging es eine Zeitlang weiter.

So durfte ich in lieblichster Weise die Wahrheit des Wortes erfahren: „Ehe sie rufen, werde ich antworten; während sie noch reden, werde ich hören“. (Jes. 65, 24.)



Besser, lahm in das Leben einzugehen,
als mit zwei Füßen in die Hölle
geworfen zu werden.



Jakob Coven war ein tapferer See- und Kriegsmann, der wegen seiner Uner-schrockenheit bei den Kameraden in hohem Ansehen stand. Nur war es schlimm, daß er sich ebenso sehr durch Gottlosigkeit wie durch Heldenmut hervortat. Bier-zehn Tage vor einer großen Seeschlacht zwischen Engländern und Holländern hatte er einen Traum, der ihm viel zu schaffen machte. Er träumte nämlich, er habe in einem Treffen beide Beine und den Verstand verloren. Dieser Traum beunruhigte ihn, wie gesagt, sehr. Er be-gann an Gott zu denken, aber die Gedanken waren keineswegs angenehmer Art. Er hatte allen Grund, sich vor Gott zu fürchten. Um die quälenden Vor-stellungen los zu werden, trank er in den Tagen mehr als sonst. Aber es half wenig. Sobald er nüchtern war, mußte er wieder an Gott und an seine Sünden denken. Vor allem wollte die Angst vor dem Tode ihn nicht verlassen.

Dieser Zustand änderte sich merkwürdigerweise etwas auf die Kunde hin, daß eine Schlacht unmittelbar bevorstehe. In diesem Augenblick war Covey wieder von Kopf bis zu Fuß Soldat, der mit seinen Kameraden von nichts anderem mehr sprach, als von den Heldentaten, die sie miteinander verrichten wollten. In diesem Rausch vergaß er alles, was ihn in den letzten Tagen so sehr beunruhigt hatte.

Bei Beginn des Treffens erhielten die Soldaten, die mit Covey auf dem Admiralschiff waren, Befehl, auf Deck liegen zu bleiben, bis die holländischen Schiffe nahe genug herangekommen seien.

Dieser Befehl erschien dem unruhigen, tatenlustigen Covey auf die Dauer unerträglich. Als der Befehl, das heftige Feuer der Holländer zu erwidern, trotz allen Wartens nicht eintraf, machte er seinem Unmut in lauten Worten Luft, schalt seine Kameraden Feiglinge und verwünschte sie in schrecklichster Weise. Er erklärte sogar, dem erhaltenen Befehl nicht länger Gehorsam leisten zu wollen. Seinen Worten die Tat folgen lassend, richtete er sich auf. Aber in dem gleichen Augenblick sank er wieder zu Boden. Ein Geschloß hatte ihm das eine Bein ganz, das andere zum Teil weggerissen. Da lag er nun in seinem Blute. Ein Wundarzt kam, um ihn zu verbinden. Als man ihn wegtrug, sagte er mit einem Fluch: „Was die Kugeln angefangen haben, werden Eure Messer wohl vollenden, he?“

„Das fürchte ich auch“, lautete die kurze Antwort.

„Nun,“ fuhr der Verwundete fort, „die Beine bin ich quitt, das Leben vielleicht auch bald. Aber

was schadet's? Wenn wir nur die Holländer geschlagen haben!"

Eine qualvolle Operation folgte. Man kannte damals noch keine Betäubungsmittel. Aber kein Schmerzensschrei kam über die Lippen des Mannes. Er schien Nerven von Stahl und Eisen zu haben.

Im Lazarett erholte Covey sich so weit, daß er auf Krücken gehen konnte. Nach außen schien er der gleiche, der er stets gewesen war. Aber in seinem Herzen herrschte tiefe Unruhe. Er hatte viel Zeit nachzudenken, und die Gedanken ließen sich weder vertreiben noch unterdrücken. Der erste Teil seines Traumes hatte eine rasche und schreckliche Erfüllung gefunden. Wie würde es mit dem zweiten gehen?

An dem ersten Sonntag, der auf seine Entlassung aus dem Lazarett folgte, besuchte er eine Kapelle in der Nähe von Portsmouth. Der Prediger sprach über die Heilung des besessenen Gadareners und besonders über die Stelle: „Und sie kommen zu Jesu und sehen den Besessenen sitzen, bekleidet und vernünftig, den, der die Legion gehabt hatte“. (Mark. 5, 15.) In der Ansprache reihte der Redner alle Sünder in die Klasse des Besessenen ein, vor allem diejenigen, die aller Zucht und Sitte mit Verachtung den Rücken gekehrt hätten und Trinker, Flucher, Ehebrecher usw. geworden wären. Mit tiefem Ernst schilderte er den Abgrund, in den die Sünde den Menschen gebracht hat und bringt. Dabei blieb er aber nicht stehen. Im weiteren Verlauf der Predigt verkündigte er einem jeden Sünder, selbst dem abscheulichsten und tiefst gesunkenen, freie Vergebung aller Sünden und völlige Annahme in Christo Jesu. „Bekleidet und ver-

nünftig“, wie der geheilte Besessene, würden solche dann fortan in Frieden zu Jesu Füßen sitzen dürfen.

Mit großer Andacht lauschte Covey diesem Vortrag. Das was der Prediger sagte traf so genau auf ihn zu, daß er sich immer wieder fragen mußte, wie es nur möglich sei, daß der Mann so genau sein Leben kenne. Das war ja eine Schilderung, die garnicht richtiger und treffender hätte sein können. Manchmal überrieselte es ihn kalt, und eine unbeschreibliche Angst ergriff ihn. Was sollte aus ihm werden? Dann aber tönte das Evangelium von der freien Gnade in Christo Jesu an sein Ohr. Er hörte, daß auch für ihn noch Rettung sei. „Jesus Christus ist auch heute noch bereit, den verworfensten Sünder zu retten“, so rief der Prediger mit erhobener Stimme, „geradeso wie Er damals den armen Besessenen geheilt hat. Wer an Ihn glaubt, findet bei Ihm wahre Ruhe und einen wirklich gesunden Verstand.“

Das Wort von dem „gesunden Verstand“ traf den Seemann ganz besonders. Es erinnerte ihn aufs neue an seinen Traum. Er mußte sich sagen, daß sein ganzes Leben ein Leben der Unvernunft und des Unverständes gewesen sei, und das sehnliche Verlangen ergriff ihn, es möge ihm so ergehen wie jenem armen Besessenen. Als der Prediger die wunderbare Liebe des Sünderheilandes mit warmen Worten schilderte, da wurde es dem rauhen Manne klar, wie sehr sein Sündenleben diesen göttlichen Herrn betrübt haben müsse, und er, der bei seiner Verwundung und bei der schrecklichen Operation nicht eine Träne vergossen hatte, weinte jetzt wie ein Kind.

Einige Wochen später suchte er den Prediger auf und erzählte ihm, wie seine Predigt über die Heilung des Besessenen der Anlaß für ihn geworden sei, von seinem bösen Wege umzukehren. Er war inzwischen ein neuer Mensch geworden. Die Gnade hatte ein ganzes Werk an ihm getan. Von Herzen hatte er geglaubt an das vollbrachte Werk des Lammes Gottes. Mit Bewunderung vernahm er auch bei diesem Besuche, daß der Prediger gar nichts von ihm und seiner Geschichte gewußt hatte.

Covey hat bis an sein Lebensende einen unsträflichen Wandel geführt. Auch an ihm bewahrheitete sich das Wort des Apostels: „Das Alte ist vergangen, siehe, alles ist neu geworden“.

Der Gedanke an den Tod flößte ihm Zeit seines Lebens eine gewisse Angst ein. Als aber das Ende herannahte, war von dieser Angst keine Spur mehr vorhanden. Kurz vor seinem Heimgang sagte er:

„Wie schwer habe ich mir früher das Sterben vorgestellt, und nun finde ich, daß es eine so leichte Sache ist! Die Nähe meines Heilands verjüht es mir. O was hat der Herr Jesus alles für mich getan, für mich, den elenden Sünder! Unausprechlich ist meine Freude über Gottes Liebe. Bald hoffe ich bei meinem Herrn zu sein. Dort bin ich für ewig von der Sünde befreit. Wie gut, daß ich meine Beine verloren habe! Hätte ich sie behalten, so hätte ich wohl die Seele verloren.“

Zu dem Prediger, mit dem herzliche Liebe ihn verband, sagte er:

„Erzählen Sie doch all jenen unglücklichen Matrosen, die so unverständig und ruchlos sind,

wie ich es einst war, daß der arme Gotteslästerer Covey Gnade bei Gott gefunden hat durch den Glauben an Jesu Blut! Sagen Sie ihnen, nachdem einem Menschen wie ich Gnade zu teil geworden, brauche niemand mehr zu verzweifeln. Die Gnade genüge für alle.“

In dieser Weise legte er bis ans Ende herrliche Zeugnisse ab. Mit einem Hallelujah auf den Lippen ging er heim.

Die Vogelflinte.

Es sind nun schon beinahe vierzig Jahre her, als Frau A., die Mutter des neunjährigen Wilhelm, eines Tages vom Felde heimkam, wo sie Feldsalat gestochen hatte. In der Hand trug sie einen langen schmalen Gegenstand, den sie gefunden hatte, und den sie für ein Stück Holz hielt. Sie war eilig und beschaute deshalb ihren Fund nicht genauer, sondern stellte ihn neben den Herd, um ihn bei nächster Gelegenheit zu verbrennen. Dann ging sie hinaus. Hätte sie gewußt, was sie mitgebracht hatte, so wäre sie wohl vorsichtiger gewesen. Es war nämlich nichts anderes als eine geladene Flinte.

Solche Flinten konnte man in jenen Jahren vielfach in der Gegend finden. Man benutzte sie zum Abschießen der zahlreichen Raubvögel, und zwar pflegte man sie, die Mündung nach oben, an einem Baume zu befestigen. Die Flinte war auf eine Stelle gerichtet, wo man einen Sitz, wohl

auch einen Röder, für die Vögel hergerichtet hatte. Dieser Sitz war mit dem Hahn der Flinte verbunden. Setzte sich nun ein Vogel auf den Sitz, so wurde durch eine besondere Vorrichtung der Hahn abgezogen. Die Flinte entlud sich, und die gewöhnlich aus harten Papierpfropfen bestehende Ladung tötete den Vogel.

Eine solche Vogelflinte war es, die neben dem Herd in der Küche der Frau R. stand. Sie erregte in hohem Maße das Interesse des kleinen Wilhelm. Er zog sie hervor und hantierte daran herum, ohne zu ahnen, was für ein gefährliches Ding es war. So kam er auch an den Hahn; im nächsten Augenblick tat es einen Knall. Zugleich ertönte ein lauter Schrei. Die Ladung hatte seine Schwester getroffen, die in der Nähe beschäftigt war. Blutend sank sie zu Boden. Wilhelm geriet in eine namenlose Angst. Er meinte nicht anders, als daß seine Schwester tot und er ihr Mörder sei.

Glücklicherweise stellte es sich bald heraus, daß die Sache schlimmer aussah, als sie in Wirklichkeit war. Die Verletzung war nur leichter Art, und die Schwester war bald wiederhergestellt. Trotzdem aber blieb dem unglücklichen kleinen Schützen der Vorfall lang in der Erinnerung. Er merkte auch wohl, daß man ihn seitdem in der Schule kühler behandelte als vorher. Manchen Kindern wurde sogar streng verboten, ferner mit Wilhelm zu verkehren. Dieser Umstand erfüllte ihn mit tiefer Betrübniß, ja, machte ihn manchmal ganz unglücklich.

Je älter er wurde, desto mehr vertiefte sich dieser innere Zustand. Gott benutzte das Vor-

gefallene, um ihn von seinen Sünden zu überführen. Wilhelm erkannte, daß er verloren und auf dem Wege zum Gericht war. Jetzt wurde er erst recht unglücklich, aber jetzt kam ihm auch Gott, der gnadenreiche Gott, der den Suchenden so gern finden läßt, zu Hilfe. Eines Tages las Wilhelm den Spruch: „Kommet her zu mir, alle ihr Müh-seligen und Beladenen, und ich werde euch Ruhe geben“. (Matth. 11, 28.) Das war gerade, was er brauchte: Ruhe für sein ruheloses Gewissen, das ihn immer mehr anlagte und verurteilte. Mit Macht fühlte er sich zur Bibel hingezogen. Mit wahren Herzensbedürfnis begann er in ihr zu forschen, und da fand er nach nicht langer Zeit die heißersehnte Ruhe in dem Glauben an den Mensch gewordenen Sohn Gottes. Jetzt lernte er Gott danken für Seine Wege mit ihm; hatten sie doch dazu dienen müssen, ihn zur Quelle des wahren Glücks zu führen.

In seinem späteren Leben gab es leider eine Zeit, da Wilhelm dieses Glück wieder verlor, und zwar durch eigene Schuld. Er kam in eine Umgebung, die in geistlicher Hinsicht keinen guten Einfluß auf ihn ausübte. Wilhelm wurde gleichgültig, vergaß die „Reinigung seiner vorigen Sünden“ und vernachlässigte das Lesen des Wortes. Aber der treue Gott ließ ihn auch jetzt nicht. Er mußte ihn aus seiner Schläfrigkeit aufzuwecken. Ein tiefes Gefühl seiner Untreue überkam ihn und warf ihn völlig zu Boden. Der Feind flüsterte ihm zu, für ihn gebe es keine Vergebung mehr, da er untreu gewesen sei. O wie schrie er da zu Gott in seiner Not! Und abermals fand er Erhörung. Beim

Lesen des Wortes kam er an die Stelle: „Frieden lasse ich euch, meinen Frieden gebe ich euch; nicht wie die Welt gibt, gebe ich euch“. (Joh. 14, 27.) Damit zog der verloren gegangene Friede wiederum in sein Herz ein. Er sah den Mann der Schmerzen, der „Frieden gemacht hat durch das Blut Seines Kreuzes“. Die unergründliche Liebe, welche liebt, weil sie Liebe ist, ergriff sein Herz, und jubelnd konnte er aufs neue Gottes Gnade preisen.

Viele Jahre sind seitdem verflossen, Jahre, in denen Wilhelm immer neue Erfahrungen von der Treue seines Herrn machen durfte. Ihm eilt er heute entgegen auf dem Pfade des Glaubens und freut sich auf den Augenblick, wo er „Ihn sehen wird, wie Er ist“.

Ein denkwürdiger Sonntag-Nachmittag.

„Hast du die Jungen nicht gesehen, Frauchen?“ fragte Herr Gilbert seine Frau eines Sonntagnachmittags. Herr Gilbert war Prediger und hatte an diesem Nachmittag bereits vor einer großen Zuhörerschaft das Evangelium verkündigt.

„Nein, ich habe sie nach der Versammlung nicht mehr gesehen“, lautete die Antwort. „Aber sie werden sicher gleich kommen.“

„Ich habe heute mit Freuden beobachtet, wie aufmerksam unser Eduard zugehört hat“, fuhr Herr Gilbert nach einer Pause fort.

„Ja, ich auch. Aber sein Freund Robert, unser junger Gast, war nicht weniger aufmerksam.“

In diesem Augenblick öffnete sich die Tür, und die zwei Knaben, von denen die Rede war, traten ein. Robert war ein oder zwei Jahre älter als sein Freund. Er hatte ein angenehmes Gesicht mit einem Paar klarer Augen, die ohne weiteres Vertrauen erweckten. Der Prediger bemerkte jedoch an diesem Tage einen Ausdruck in den offenen Zügen, den er bisher noch nicht wahrgenommen hatte. Auch fiel es ihm auf, daß Robert ganz ausnahmsweise still war. Er war sonst ein lebhafter Knabe, der über alles Mögliche zu plaudern verstand und es gern tat.

Herr Gilbert war indessen keineswegs über das stille Verhalten seines jungen Gastes betrübt. Er hatte an diesem Nachmittag besonders ernst darüber gesprochen, wie wichtig es sei, sich auf der Stelle für Christum zu entscheiden, wie gefährlich dagegen, das Heil der Seele zu vernachlässigen. Er hoffte, daß seine Worte in Roberts Herzen einen Widerhall gefunden hatten. Indessen fragte er nicht, und auch der Knabe äußerte sich nicht.

Am Abend sollte noch eine Versammlung stattfinden. Da Robert wirklich nicht gut ausfah, riet ihm Herr Gilbert, lieber zu Hause zu bleiben.

„Ich denke auch, ich bleibe besser daheim“, lautete die ruhige Antwort, „möchte aber nicht, daß Eduard meinetwegen auch die Versammlung verläßt.“ So geschah es. Die anderen gingen zur Versammlung, und Robert blieb allein zurück. Das war ihm gerade recht. Er wünschte, allein zu sein. Das an dem Nachmittag Gehörte hatte in

der Tat einen tiefen Eindruck auf ihn gemacht, und er wurde die Worte nicht los. Sobald die anderen gegangen waren, eilte er in sein Schlafzimmer und warf sich daselbst auf die Kniee.

„Wo mag denn Robert stecken?“ fragte Herr Gilbert, als er nach beendeter Versammlung mit den Seinigen wieder daheim anlangte. „Geh doch einmal hinauf, Eduard, und sieh nach ihm!“

Eduard sprang die Treppe hinauf. An der Zimmertür machte er Halt. Klang es nicht wie unterdrücktes Schluchzen an sein Ohr? Bestürzt trat er ein. Robert saß auf einem Stuhl vor dem Bett, hatte das Gesicht in die Kissen vergraben und weinte.

„Aber, Robert, mein lieber Robert, was fehlt dir denn?“

Robert hob sein Gesicht. Es war vom Weinen gerötet. Nachdem er sich ein wenig beruhigt hatte, erzählte er dem Freunde, daß er an diesem Nachmittag zum erstenmal gefühlt habe, welch ein großer Sünder er in den Augen Gottes sei, und daß er ernstlich zu Gott gefleht habe, Er möge ihm um Jesu willen vergeben.

„O Robert!“ rief Eduard, den die Worte des Freundes im innersten Herzen trafen, „wie froh bin ich, daß du mir das sagst! Ich wollte auch schon mit dir über diese Dinge reden, aber ich scheute mich, damit anzufangen. Was sollen wir nur tun?“

Robert antwortete nicht sogleich. Endlich erwiderte er:

„Sollen wir nicht einmal zusammen beten, Edi? Es hat mir schon viel geholfen. Gott hört uns, mag unser Gebet noch so unvollkommen sein. Das weißt du auch.“



Eduard war einverstanden, und die beiden Freunde knieten nieder und beteten. Kindlich und einfältig schütteten sie ihre Herzen aus vor dem „Vater der Erbarmungen“. Dann nahmen sie ihre Bibeln zur Hand und suchten die Stellen auf, in denen von der Liebe des Heilandes und von den Einladungen, die die Gnade an den Sünder richtet, die Rede ist. —

„Lieber Mann“, sagte etwa um dieselbe Zeit Frau Gilbert zu ihrem Gatten, der schon ein paarmal nach den Kindern gefragt hatte, „ich glaube, wir lassen die Jungen heute Abend allein. Ich habe sie miteinander beten hören.“

In dem Auge des Predigers glänzte eine Träne. Wie freundlich war der Herr! Es waren die Seinigen, an denen das durch ihn verkündigte Wort zunächst seine Wirkung tat. Und des dürfen wir gewiß sein, daß, während oben in dem stillen Schlafzimmer die beiden Freunde miteinander beteten und lasen, unten im Wohnzimmer zwei Herzen fürbittend für sie eintraten vor dem Thron der Gnade. Und die Gebete fanden Erhörung.

Der Besuch Roberts im Hause des Predigers blieb dauernd in aller Erinnerung. Jener Sonntagnachmittag bildete den Wendepunkt in dem Leben der beiden jungen Freunde. An diesem Tage hatten sie erfahren, welch ein großer Heiland Jesus Christus ist, und fortan war es der aufrichtige Wunsch ihrer Herzen, Ihm allein zu leben.

War es nicht ein denkwürdiger Nachmittag für sie und die Ihrigen?

„Wo bist du?“

II.

Die Menschheit aus ihrem traurigen Zustand zu befreien und das Gericht von ihr abzuwenden, ist Gott ins Mittel getreten. Schon gleich nach dem Sündenfall kündigte Er, der nicht will, daß irgendwelche verloren gehen (2. Petr. 3, 9), einen Erretter an, den Er auch, als die Fülle der Zeit gekommen war, in diese Welt sandte: Jesum Christum, Seinen eingeborenen Sohn.

Er, der als Sohn von Ewigkeit her bei dem Vater war, und der als solcher die verborgensten und geheimsten Gedanken des Herzens Gottes kannte, hat sich freiwillig erboten, den im Räte Gottes beschlossenen Heilsplan durchzuführen. Dazu hat Er zu seiner Zeit diese Erde, den Schauplatz der Sünde und des Todes, betreten.

Ergreifend ist es, im Worte Gottes von dem Entschluß des Sohnes zu lesen: „Siehe, ich komme! — — Dein Wohlgefallen zu tun, mein Gott, ist meine Lust.“ (Psal. 40, 7. 8.)

Als ein Mensch hat Jesus Christus diese fluchbeladene Erde betreten. Er machte sich selbst zu nichts und nahm Knechtsgestalt an, und indem Er in Gleichheit der Menschen geworden ist, und in Seiner Gestalt wie ein Mensch erfunden, erniedrigte Er sich selbst, indem Er gehorsam ward bis zum Tode, ja, zum Tode am Kreuze. (Dies Phil. 2, 6—8.)

Gehorsam in Seiner Erniedrigung als Mensch, gehorsam auf Seinem ganzen Wege, gehorsam bis zum Tode, dem schmachvollsten Tod am Kreuze, so steht Jesus, der Sohn Gottes, als der zweite Mensch vor dem Auge eines jeden, der Interesse hat, Ihn zu schauen. Welch ein Gegensatz zwischen Ihm und dem ersten Menschen!

Wie wurde von diesem, inmitten der günstigsten Umstände, die Verbindung mit Gott durch die Sünde des Ungehorsams so jäh zerrissen, und die Folge davon war völlige Gottentfremdung, ja, Gottfeindschaft! Der zweite Mensch dagegen, Jesus Christus, wandelte in Niedrigkeit den für Ihn, den Reinen und Sündlosen, so dornenvollen Pfad durch diese Welt, allezeit in völliger Abhängigkeit von Gott, nur darauf bedacht, des Vaters Willen zu tun, gekommen, wie Er selbst sagt, „um zu dienen und Sein Leben als Lösegeld zu geben für viele“.

Konnte Gott bei dem ersten Menschen durch Seine Frage: „Wo bist du?“ nur feststellen, daß er sich weit von Ihm entfernt hatte, so konnte auf dem zweiten Menschen Sein Auge jede Stunde mit tiefem Wohlgefallen ruhen. „Dieser ist mein geliebter Sohn, an welchem ich Wohlgefallen gefunden habe“, lautete Sein Urteil über Ihn.

Am Kreuze auf Golgatha hat unser hochgelobter Herr das Werk der Versöhnung zustande gebracht, hat durch Seinen unbedingten Gehorsam Gott vollkommen verherrlicht und durch Seine Dahingabe, indem Er sich selbst Gott opferte, Gott völlig befriedigt. Auf Grund dieses am Kreuze vollbrachten Werkes Christi sichert Gott jedem Nachkommen des gefallenen ersten Menschen, der im Glauben

seine Zuflucht zu diesem Werke nimmt, Vergebung seiner Sünden und ewiges Leben zu.

Neben dem Rufe Gottes: „Wo bist du?“, den der heilige und gerechte Gott auf vielfältige Weise erschallen läßt, um Herz und Gewissen des sündigen Menschen zu erreichen, wird jetzt ein zweiter Ruf gehört. Der Sohn Gottes ist es, der ihn hinaus-tönen läßt in alle Welt. Dieser wunderbare Ruf, der auf Grund Seiner für alle Menschen erschienenen, heilbringenden Gnade nunmehr möglich ist, lautet:

„Kommet her zu mir, alle ihr Müh-seligen und Beladenen, und ich werde euch Ruhe geben!“ (Matth. 11, 28.)

Wie lieblich klingt dieser Ruf an das Ohr eines jeden Sünders, der auf die Frage: „Wo bist du?“ mit Schrecken seinen Zustand vor Gott erkannt hat, und nun in tiefer Herzensnot nach einem Retter ausschaut! Er ist Balsam für das schuldbeladene Gewissen. Wie gern folgt er ihm, und mit welcher Wonne darf er dann das löstliche Evangelium vernehmen:

„Also hat Gott die Welt geliebt, daß Er Seinen eingeborenen Sohn gab, auf daß jeder, der an Ihn glaubt, nicht verloren gehe, sondern ewiges Leben habe!“ (Joh. 3, 16.)

Wo bist du, o Mensch? Möchte diese ernste Frage auch das Gewissen noch manchen Lesers dieser Zeilen aufwecken! Möchte sie ihm eine Mahnung sein, sich zu besinnen über seinen verkehrten Weg, der ihn immer weiter von Gott weg und schließlich ins Verderben führt! Wer noch Ohren hat zu hören, der möge diesen Ruf nicht

unbeantwortet lassen! Nein, er halte Einkehr bei sich selbst und lerne sich im Lichte Gottes als Sünder erkennen!

Teurer Leser! Hat der Ruf dein Gewissen erreicht? Ist dein Inneres durch Gottes Wort und Geist erleuchtet worden? O dann zögere nicht zu tun, wie dir gesagt wird, damit nicht der Lügner von Anfang, der Teufel, auß neue dich mit seiner verderblichen List umgarne! Du weißt nicht, ob sich dir nochmals Gelegenheit zur Umkehr bietet, ob nicht die Gnadenzeit schon bald für dich abgelaufen und es dann für immer zu spät sein wird.

Noch ladet der Sünderheiland ein, der auch dich liebt, und der dich befreien möchte aus der Knechtschaft der Sünde und der Gewalt des Teufels. Eile zu Ihm mit deinen Lasten, deinem Leid, deiner Schuld und deiner Sünde. Wirf alles nieder unter dem Kreuze, wo Jesus auch für dich gestorben ist, und wo du durch Sein Blut Vergebung findest von all deinen Sünden.

Solltest du dann wieder einmal von jemand gefragt werden: „Wo bist du?“, so könntest du mit glücklichem und freudigem Herzen antworten:

In Christo, auf Grund Seines Erlösungswerkes von Gott angenommen — ein Kind Gottes geworden.

Denn: „Wenn jemand in Christo ist, da ist eine neue Schöpfung; das Alte ist vergangen, siehe, alles ist neu geworden. Alles aber von dem Gott, der uns mit sich selbst versöhnt hat durch Jesum Christum.“ (2. Kor. 5, 17—19.) G. R.



Wie der Herr Jesus Marthas Gebet erhörte.

Martha war in der Sonntagschule mit dem Herrn Jesus bekannt geworden und konnte infolge dessen in der Gesellschaft ihrer Angehörigen, die auch den Herrn als ihren guten Hirten kannten, recht fröhlich sein. So sangen sie einmal — es war im Sommer 1914 — in frohem Beisammensein das Lied, in welchem es heißt:

„Es kann ja nicht immer so bleiben
Hier unter dem wechselnden Mond.
Der Krieg muß den Frieden vertreiben,
Im Kriege wird niemand geschont.“

Sie ahnten nicht, wie bald sich die herbe Wahrheit dieser Worte auch in ihrem trauten Familienkreise bemerkbar machen sollte.

Der Krieg kam, und Marthas Vater wurde eingezogen. Lange Zeit war er nun dem Hause fern, und oft wollte es den Seinen schwer werden. Martha hörte so manchesmal der Mutter traurige Worte: „Ach! käme doch der Vater wenigstens einmal auf Urlaub!“ Das bewegte auch Marthas Herz recht, und so bat sie nun fortan den Herrn Jesus im Gebet, Er möchte den Vater in Urlaub kommen lassen.

Der Herr lenkt die Herzen, auch die der Kinder. Hier veranlaßte Er die Martha, dem Vater einen Brief ins Feld zu schicken, der etwa folgenden Inhalt hatte:

Lieber Vater!

Nun bist Du schon so lange fort von uns, und Mutter und ich möchten Dich so gern einmal wiedersehen. Kannst Du nicht auf Urlaub kommen? Sage es doch Deinem Herrn Hauptmann! Du schriebst doch, er wäre ein lieber Mann, und er muß es auch wohl sein, denn er hat Dir doch das Eiserne Kreuz geschenkt. Also bitte ihn doch um Urlaub!

Herzliche Grüße an Dich, lieber Vater, und auch wieder an den Herrn Hauptmann!

Deine Tochter Martha.

Nun hatte Martha wohl auf den Umschlag die Nummer des Regiments und der Kompagnie geschrieben, aber der Name ihres Vaters fehlte. So wußte der Feldwebel nicht, wem er den Brief auszuhändigen sollte. Deshalb brachte er ihn dem Hauptmann.

„Vielleicht ergibt der Inhalt, für wen der Brief bestimmt ist“, sagte der Hauptmann und öffnete ihn.

Lange schaute er auf die kindlichen Worte. Sie brachten eine Saite in seinem Innern zum Klingen, denn auch er hatte Weib und Kind daheim.

Der Dienst drängte; dem Feldwebel wurde das Warten zu lang, und so hustete er, um den Hauptmann aus seinen Träumereien zu wecken.

„Wen haben wir aus Magdeburg, der das Eiserne Kreuz bekommen hat?“ fragte der Hauptmann.

„Musketier Berger.“

„Hat der Mann schon Urlaub eingereicht?“

„Einmal, aber er mußte abgeschlagen werden.“

„Gut, merken Sie den Mann zum nächsten Urlaub vor, und jetzt rufen Sie ihn zu mir.“ —

Als der Hauptmann Marthas Vater vor sich sah, sagte er zu diesem: „Berger, Sie haben einmal Urlaub eingereicht, der Ihnen damals aus dienstlichen Gründen versagt werden mußte?“

„Zu Befehl, Herr Hauptmann!“

„Jetzt ist nun neu für Sie Urlaub beantragt worden, und Sie können demnächst nach Hause fahren.“

Die Überraschung war groß; wer mochte der Antragsteller sein? Berger schüttelte den Kopf und bemerkte, er habe kein Urlaubsgesuch eingereicht.

„Das habe ich auch nicht gesagt“, erwiderte der Hauptmann; „sehen Sie, hier ist das Urlaubsgesuch, und nun möchte ich Ihnen noch raten, Ihrem Töchterchen zu sagen, daß sie später auch Ihren Namen auf den Umschlag schreibt. Dieses Mal war es zwar gut so, sonst hätten Sie wohl keinen Urlaub bekommen. Doch noch eins: Sie haben sich einer Unterschlagung schuldig gemacht!“

Bestürzt leugnete der also Angeklagte, aber schwarz auf weiß wurde ihm seine Schuld bewiesen.

„Sehen Sie“, sagte der Hauptmann, „Ihre Tochter hat mir nach dem Schlußsatz schon öfter Grüße gesandt, die Sie mir nicht bestellt haben. Vergessen Sie aber nicht, sie von mir zu grüßen, wenn Sie heimkommen.“

So erhörte der Herr das Gebet des kleinen Mädchens. Der Vater kam in Urlaub, und groß war der Jubel Marthas und ihrer Mutter.

R. D.

Die Liebe Gottes.

Auf einer Südseeinsel feierten in einem großen Zelt die bekehrten Eingeborenen ein Fest. Gegen Schluß desselben erhob sich der älteste Häuptling und hielt folgende Ansprache an die Versammelten:

„Brüder, ich habe gerade daran denken müssen, was die Männer unseres Stammes wohl in meiner Kindheit um diese Zeit des Tages getan haben würden. Sie waren damals alle Heiden. Sicher hätten sie sich in den Wäldern auf die Jagd gemacht oder Krieg geführt mit den Männern anderer Stämme. Sie hätten unsere Feinde oder andere arme Menschen niedergeschlagen und sie dann gekocht. Und nun würden sie hier sitzen, um sie zu verzehren. Wie ist doch alles so ganz anders geworden! Und wie ist das gekommen? Ihr wißt es alle. Die Liebe Gottes, die Botschaft von des Heilands Liebe hat es zuwege gebracht, und so kommt es, daß wir hier in Liebe und Freude versammelt sind. Ja, die Liebe Gottes!“

Der alte Mann hielt einen Augenblick inne. Dann streckte er die Arme weit aus und rief:

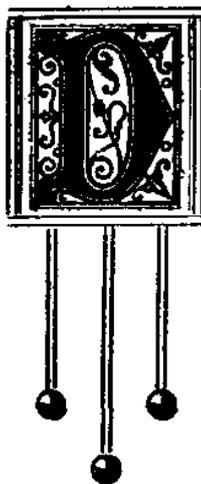
„Im Vergleich zu dieser Liebe ist der Himmel niedrig und das Meer flach, und der Osten und der Westen sind nahe beieinander.“

Wie recht hatte der alte Mann! Was läme der Liebe Gottes gleich? Und doch stehen wir ihr oft so kalt und teilnahmslos gegenüber!



Was ein Traktat vermag.

I.



Die Familie des Inspektors v. B. bestand außer den Gatten aus den Töchtern Lina und Anna. Alle vier waren ehrenhafte Leute, die auf ein achtbares Leben und auch auf Religion hielten. An allen Festtagen sah man sie in der Kirche. Freilich hielt dieser Umstand sie nicht ab, nach Herzenslust an den Vergnügungen und Zerstreungen teilzunehmen, die das Städtchen bot. Es ging oft lustig zu im Hause des Herrn Inspektors.

Nachdem Lina, die älteste Tochter, sich mit einem Lehrer an der Höheren Bürgerschule verheiratet hatte, wurde es etwas stiller im häuslichen Kreise; doch zugleich war die Familie reicher geworden, denn Herr Kappel, der Schwiegersohn und Schwager, war ein guter Gesellschafter und ein Mann, mit dem sich leben ließ. Auch erschien jetzt manchmal ein junger Arzt im Hause, der großes Interesse für die jüngste Tochter bekundete. Der

Herr Inspektor rieb sich vergnügt die Hände. Seine Töchter würden noch eine Rolle in der Gesellschaft spielen. Davon war er überzeugt.

Da machte plötzlich ein merkwürdiges Gerücht die Kunde durch die kleine Stadt. Es hieß, Jakob Kappel, des Herrn Inspektors Schwiegersohn, sei fromm geworden. Und die Folge bewies, daß es so war.

Kappel hatte sich in der Tat von Herzen zum Heiland bekehrt. Schon lange war er mit sich selbst unzufrieden gewesen, wenn er auch verstanden hatte, dies vor anderen zu verbergen. Der Gedanke an den Tod und das darauf folgende Gericht hatte ihn tief beunruhigt. Er wußte, daß er so, wie er war, nicht vor einem heiligen und gerechten Gott bestehen konnte. Da hatte Gott ihn eines Tages mit einem Manne zusammengeführt, der ihm das Evangelium von Gottes erlösender Liebe in Christo Jesu, das Evangelium vom Kreuz, verkündigte. Das Wort war auf einen wohlzubereiteten Boden gefallen. Der junge Mann glaubte und fand Vergebung seiner Sünden in Jesu Blut.

Von diesem Tage an war Jakob Kappel ein anderer. Er mied die Stätten des Vergnügens und suchte dafür Leute auf, die einen gleich kostbaren Glauben wie er empfangen hatten. In jenen Tagen war das Wort Gottes selten im Lande. Von den Kanzeln herab wurde meist ein Evangelium verkündigt, das kein Evangelium war, weil es keine Kunde von dem Kreuz auf Golgatha brachte. Die einzelnen Gläubigen pflegten deshalb in den Häusern Gemeinschaft miteinander. Die Freude war groß, als auch Herr Kappel sich ihnen anschloß.

Als Anna zum erstenmal eine kleine Gesellschaft solcher Gläubigen im Hause ihres Schwagers traf, war sie nicht sonderlich erfreut darüber. Mit Fremden lauschte sie ihrer Unterhaltung, in der viel von Bekehrung die Rede war. Das war etwas ganz Neues für sie. Was brauchten denn so gute Menschen, wie sie und ihre Eltern waren, noch eine Bekehrung!? Immerhin aber interessierte sie der Gegenstand. Und es dauerte garnicht lang, da dachte sie anders darüber. Sie fühlte, die Leute hatten recht. Vor Gott war sie eine Sünderin, die der Vergebung bedurfte. Die gute Saat faßte Wurzel in ihrem Herzen und begann aufzusprossen. Und ihrer Schwester erging es nicht anders.

Bald wurde es im Städtchen bekannt, daß auch Anna v. B. zu den „Feinen“ gehe. Das Gerücht kam selbstredend auch dem jungen Arzt zu Ohren, und es verstimimte ihn sehr, denn er hatte die ernstliche Absicht, Anna zu heiraten; aber eine fromme Frau konnte er nicht brauchen. Er sprach offen mit Annas Vater über die Sache, und dieser versprach ihm, alles Mögliche zu tun, um dem dummen Mädchen die Grillen auszutreiben. Er hatte gerade genug an einer kopfhängerischen Tochter.

Schon am folgenden Morgen nahm er Gelegenheit, mit Anna zu reden.

„Ich habe dir etwas zu sagen“, begann er nach dem Frühstück. „Du gehst einen verkehrten Weg. Kappel hat dir Raupen in den Kopf gesetzt. Was? — Wir sollten uns weismachen lassen, wir müßten uns bekehren? Es steht doch in der Bibel, daß die Rechtschaffenen keiner Bekehrung bedürfen! Und sind wir, deine Mutter, ich und auch du selbst,

nicht etwa rechtschaffene Leute? Keiner kann uns etwas nachsagen. Und da sollten wir uns befehren? Ich will dir was sagen: von heute an hört das Laufen zu Lina und Jakob auf."

Damit stand der Inspektor auf und verließ, ohne seiner Tochter zur Erwidernng Zeit zu lassen, Zimmer und Haus. Unterwegs überlegte er, was nun weiter geschehen solle. In der kommenden Woche sollte ein Gesellschaftsabend bei Wickers stattfinden. Es würde ein vergnügtes Zusammensein bei Spiel und Tanz werden. Anna mußte mit, es mochte kosten, was es wollte, denn Doktor N. würde auch da sein.

Nach dem Mittagessen begann er mit Anna über den bevorstehenden Ball zu reden und fragte sie, ob sie dazu nicht ein neues Kleid nötig habe.

"Ach, Vater", versetzte das Mädchen, "laß mich doch daheim bleiben! An solchen Sachen habe ich keine Freude mehr."

"So, ist das auch schon Sünde?" rief der Inspektor ärgerlich. "In der Tat, wir müssen doch ganz schlechte Menschen sein! Aber das hört mir auf, verstanden? Du gehst mit und tanzt, wie vergangenen Winter auch."

"Vater, ich kann nicht. Mein Gewissen verbietet es mir."

"Und ich sage dir, du gehst mit!" lautete die scharfe Antwort. "Und wenn du das nicht willst, so kannst du dir eine andere Wohnung suchen. Bedenke es wohl: In meinem Hause ist dann kein Platz mehr für dich."

Mit diesen Worten verließ er, gerade wie am Morgen, verdrießlich das Zimmer. Daß seine acht-

zehnjährige Tochter ihm solchen Widerstand bieten würde, hätte er nicht für möglich gehalten. Während er mißmutig durch die Straßen ging, seinem Kontor zu, warf Anna sich in ihrem Zimmer auf die Kniee und brachte die ernste Angelegenheit vor den Herrn. Es war für sie eine Lebensfrage, das fühlte sie wohl. Sie mußte wählen zwischen dem Gehorsam den Menschen gegenüber und dem Gehorsam gegen Gott. „Alle, die gottselig leben wollen in Christo Jesu, werden verfolgt werden“, sagt die Schrift. Für sie würde die Verfolgung zunächst darin bestehen, daß ihr das Elternhaus verschlossen wurde. „Herr, gib mir Kraft, fest zu bleiben“, so betete sie. Und der Herr machte sie ruhig. Sie wußte, ohne den Willen ihres himmlischen Vaters würde kein Haar von ihrem Haupte fallen.

Herr v. B. mußte den ganzen Nachmittag über die Sache nachdenken. Er fühlte, daß er ein hartes Wort gesprochen hatte. Aber es gab jetzt kein Zurück mehr. Er durfte nicht schwach scheinen, und Anna mußte gehorchen lernen.

Am Abend wurden nur wenige Worte gewechselt.

„Hast du dir die Sache überlegt?“ fragte der Vater. „Gehst du mit nächste Woche?“

„Vater, ich kann nicht“, versetzte Anna. „Verlange nicht von mir, daß . . .“

„Genug“, lautete die schroffe Antwort. „Dann verläßt du nächste Woche mein Haus. Und jetzt geh in dein Zimmer!“

Traurige Tage folgten. Neben Anna litt besonders die Mutter, die zwar wie ihr Mann dachte, aber doch gern den Bruch verhüten wollte. Die mütterliche Liebe fand auch einen Ausweg.

„Am besten ist's, du gehst eine Zeitlang zu deiner Großtante“, schlug sie vor. „Sie hat schon so manchmal den einen und anderen von uns eingeladen. Auf diese Weise gibt's kein unliebsames Aufsehen, und mittlerweile wird Vater die Sache sich wohl anders überlegen. In ein paar Wochen kannst du sicher zurückkommen.“

So geschah es. Eine Woche nach dem oben Mitgeteilten fuhr Anna von B. nach R., dem Dörfchen, wo ihre alte Großtante wohnte. Es war eine weite Reise, und der Abschied fiel Anna schwer, besonders als der Vater ihr nicht einmal die Hand reichen wollte und sie sein ungehorsames Kind nannte.

Bei der Tante wurde Anna herzlich empfangen. Die alte Dame freute sich, eine Enkelin ihrer Schwester bei sich zu haben. Mit der Zeit aber lockerte sich das Verhältnis. Auch im Hause der Tante war für Christum kein Platz. Die Tante ging zur Kirche und betete bei Tisch, aber damit war ihr Christentum zu Ende. Als Anna der Tante einmal ehrlich erzählte, weshalb sie das Elternhaus verlassen hatte, verschwand der noch verbliebene Rest von Herzlichkeit vollends. Das arme Mädchen fühlte, daß ihr Weg einsam wurde. Sie fand keinen Menschen, der sie verstand, und was sie in der Kirche hörte, war keine Speise für ihr Herz. Trotzdem aber war sie nicht allein. Der Herr war bei ihr. Sein Stecken und Sein Stab trösteten sie. Er gab ihr auch Kraft zu einem Zeugnis für Ihn, und da, wo sie nicht offen zeugen konnte, tat sie es im stillen, indem sie Traktate verbreitete. So vergingen elf Wochen.

Da kam eines Tages ein Telegramm: „Komm sofort! Mutter krank.“

Es war ein ernster Grund zur Rückkehr, aber Anna freute sich doch, daß ihr Vater sie rief.

II.

An einem schönen Sonntagnachmittag streifte ein etwa siebzehnjähriger Jüngling durch die Felder, die sein Heimatsdorf umgaben. Er war ein Bauernsohn, aber er unterschied sich in vielem von seinen gleichaltrigen Gefährten. Er liebte die Einsamkeit. Regelmäßig besuchte er die Kirche und tat treu seine Arbeit auf dem väterlichen Hof, aber trotzdem fühlte er, daß ihm etwas fehle. Schon seit einigen Jahren hatte er Gott um die Kraft gebeten, ein heiliges, Ihm wohlgefälliges Leben führen zu können; aber immer wieder mußte er erfahren, daß die Sünde in ihm wohnte und ihn zu verkehrten Gedanken, Worten und Taten trieb. Die Predigt in der Kirche brachte ihm auch keinen Trost; er hörte da wohl manches von einem rechtschaffenen Lebenswandel, aber wie er, der sündige Martin D., vor Gott gerechtfertigt werden könne, davon hörte er nichts. Und doch fühlte er, daß das der Fall sein müsse, wenn er nicht dem göttlichen Gericht verfallen wolle. Man hatte ihn gelehrt, er sei ein Christ, aber das wußte er besser. Er war kein Christ, wollte aber gern einer werden, wenn er nur gewußt hätte, wie? Daß es damit beginnt, sich als Sünder kennen zu lernen, und daß Gottes Geist selbst in ihm wirkte zu diesem Zweck und Ziel, das ahnte er nicht.

An jenem Sonntagnachmittag setzte er sich nachdenklich auf eine Steinbank am Wege. Wie er nun sinnend umherschaute, fiel sein Blick auf ein bedrucktes Blatt Papier, das, von einem Steinchen beschwert, auf der Erde lag. Er nahm es auf und las es mit Interesse. Es war eine christliche Schrift. Was ihn aber am meisten anzog, war ein gestempelter Aufdruck, der folgendermaßen lautete: „Christlicher Jünglingsverein in B. — Jeden Sonntagabend acht Uhr Versammlung Neustr. 12. Alle christlich gesinnten jungen Männer sind herzlich eingeladen.“

Diese Worte las Martin mit besonderer Freude. Er sehnte sich so sehr nach einem gleichgesinnten Menschenkind, und hier waren die Leute, die er suchte. Er ging nach Hause und schrieb folgende Zeilen nach B. an die angegebene Anschrift:

„A., den 4. August Ich bin ein christlicher junger Mann und möchte gern Ihrem Verein beitreten. Bitte, schreiben Sie mir. Ich heiße usw.“

Hätte Martin gewußt, wie weit B. von A. entfernt liegt, so hätte er wahrscheinlich nicht geschrieben. Glücklicherweise wußte er es nicht. Der Brief erreichte sein Ziel und wurde mit Verwunderung von dem Sekretär des Vereins, in dessen Hause die sonntäglichen Zusammenkünfte stattfanden, gelesen. Die Verwunderung der anderen war nicht weniger groß; sie wurde aber noch größer, als man herausfand, daß A., wo niemand von ihnen in seinem Leben gewesen war, viele Meilen von ihrem Städtchen entfernt lag. Auf welchem Wege mochte die Kunde von dem Bestehen des Vereins nach A. gelangt sein? Die Sache war recht eigenartig.

Sie möchte jedoch liegen, wie sie wollte, jedenfalls wollten sie dem Schreiber des Briefes antworten und, wenn ein persönliches Zusammenkommen nicht möglich war, eine schriftliche Verbindung mit ihm anknüpfen. Vielleicht konnte einem einsamen Menschenkinde auf diese Weise gedient werden. Bevor man auseinander ging, brachten die Freunde die Sache in gemeinschaftlichem Gebet vor den Herrn.

Einige Tage später schrieb der Sekretär folgenden Brief:

„Lieber junger Freund! Aus Ihrem Brief vom 4. August sehen wir, daß Sie unserem Verein beizutreten wünschen. Das freut uns sehr, jedoch müssen wir Sie darauf aufmerksam machen, daß J. von Ihrem Wohnort so weit entfernt liegt, daß Sie unsere Versammlungen unmöglich besuchen können. Trotzdem aber wollen wir Sie gern als Mitglied aufnehmen und regelmäßig brieflich mit Ihnen verkehren, wenn Sie eines Sinnes mit uns sind. Unser Ziel ist, junge Leute zurückzuhalten von den Wegen der Welt und sie zum Herrn Jesus zu führen. Wir zählen gegenwärtig vierzehn Mitglieder, von denen zwölf, darunter auch ich, aus Gnaden ein Eigentum des Herrn Jesus sind, und die beiden anderen wünschen sehr, es zu werden. Wir kommen des Sonntags zu gemeinsamer Bibelbesprechung unter Leitung unseres Vorsitzenden, des Herrn Kappel, zusammen. Wir beginnen und schließen mit Gebet und Gesang, und ich darf sagen, daß der Herr uns reichlich segnet. Wenn Sie also den Heiland kennen oder doch ernstlich kennen lernen möchten, so wollen wir Sie gern zu den Unsrigen zählen und hoffen, Ihnen zum Segen zu sein.

Schreiben Sie an mich. Wir haben schon zusammen für Sie gebetet, und das wollen wir auch fernerhin bei jeder Versammlung tun. Im Namen aller Freunde grüßt Sie in christlicher Liebe

W. Troost, Kaufmann in Z.

Martin empfing den Brief mit großer Freude und las ihn wieder und wieder. Am liebsten wäre er dauernd nach Z. übergesiedelt, aber das war unmöglich, da er die Stütze seiner alten Eltern war und sie vorläufig nicht verlassen durfte. Aber er konnte ja auch auf schriftlichem Wege Aufklärung über das erhalten, was ihm so viel zu schaffen machte. Ein Satz in dem Schreiben gab ihm viel zu denken. Was sollte das doch bedeuten: „Zwölf von uns sind aus Gnaden ein Eigentum des Herrn Jesus, und die beiden anderen wünschen sehr, es zu werden“? Er konnte es nicht verstehen. Waren denn nicht alle christlich Getauften und Konfirmierten ein Eigentum Jesu Christi? Sobald er Zeit hatte, setzte er sich hin und schrieb einen langen Brief an Herrn Troost. Darin teilte er ihm mit, auf welche Weise er auf den Jünglingsverein in Z. aufmerksam gemacht worden sei, und erzählte von seinen beständigen Kämpfen mit der sündigen Natur in ihm. Zum Schluß schrieb er:

„... Und nun muß ich Sie um eins fragen. Sie schreiben, zwölf von Ihnen wären ein Eigentum des Herrn Jesus. Was wollen Sie damit sagen? Sind wir das denn nicht alle? Wir sind doch alle auf Seinen Namen getauft und haben damit die Gottes-Kindschaft und die Vergebung der Sünden erhalten! So hab' ich's in der Kinder-

lehre gelernt. Dabei muß ich allerdings erkennen, daß ich täglich sündige und Strafe verdiene. Aber Gott wird mir gnädig sein, denn vor groben Sünden habe ich mich stets gehütet, und was mir fehlt, wird Er mir zugute halten. Ich will mir auch fernerhin alle Mühe geben, mein Bestes zu tun, damit ich Gott angenehm werde.

Mit herzlichem Gruß! Martin D."

Es hatte Martin viel Mühe gekostet, seinen Brief zu Ende zu bringen. Mit umso größerem Verlangen wartete er jetzt auf die Antwort. Sie ließ nicht lange auf sich warten. Nach einigen einleitenden Worten schrieb Herr Troost:

" . . . Wir möchten Ihnen so gern helfen in Ihren Schwierigkeiten. Dazu ist es aber nötig, daß wir Ihnen ganz offen schreiben. Lieber Freund! Sie sind in einigen ernststen Irrtümern befangen und werden Sie davon nicht frei, so kann nie ein glücklicher Christ aus Ihnen werden. Sie schreiben, Sie wollten sich alle Mühe geben, Ihr Bestes zu tun. Und doch sagt die Schrift an vier Stellen: „Da ist keiner, der Gutes tue“. (Ps. 14, 1. 3; Ps. 53, 3; Röm. 3, 12.) Selbst der Apostel Paulus erklärt: „Ich weiß, daß in mir, das ist in meinem Fleische, nichts Gutes wohnt“. (Röm. 7, 18.) Ferner hoffen Sie, sich durch Ihre guten Werke Gott angenehm machen zu können. Das ist ein zweiter gefährlicher Irrtum. Wir alle können nur dadurch Gott angenehm werden, daß wir uns mit dem kostbaren Blute Jesu Christi besprengen lassen. Selbst können wir nichts, aber auch gar nichts zu unserer Erlösung tun. Ein Anderer hat vollbracht,

was dazu nötig war, und das ist Jesus Christus, Gottes Sohn. Und zu diesem Jesus müssen Sie kommen als ein armer Sünder, der Gott nichts zu bringen hat als seine Sünden. Quälen Sie sich nicht länger damit, sich Gott wohlgefällig zu machen. Was Gott von Ihnen fordert, ist der Glaube an das am Kreuz auf Golgatha vollbrachte Erlösungswerk des Herrn Jesus. Das heilige, Gott wohlgefällige Leben folgt dann als die Frucht jenes Glaubens. Was ich Ihnen hier schreibe, das haben sowohl ich als auch die anderen Freunde erfahren. Es ist der Weg, den der Herr Jesus und Seine Apostel uns gewiesen haben. Möge Gott diese Zeilen, die ich den Brüdern vorgelesen habe, und mit denen sie von Herzen einverstanden sind, segnen!

Seien Sie herzlich von uns allen begrüßt!

Ihr W. Troost."

Es würde zu weit führen, die Briefe wiederzugeben, die fortan zwischen A. und B. hin und her gingen. Es genüge dem Leser zu wissen, daß sie dem aufrichtigen Bauernsohn dazu verhalfen, sich als einen verlorenen Sünder zu erkennen, der betreffs seiner Errettung einzig und allein auf das vollbrachte Werk Jesu Christi angewiesen ist. So wie er war, ging er zu Jesu, bekannte Ihm seine Sünden und glaubte. Damit hatte seine Not ein Ende, und tiefe Freude zog in sein Herz ein. Er wußte, daß er jetzt Gott annehmlich geworden war in Christo Jesu, dem Geliebten Gottes.

Es herrschte große Freude in dem kleinen Kreise in B., als diese Nachricht dorthin gelangte. Wie dankten die jungen Gläubigen Gott, daß Er

ihnen auf Seine wunderbare Weise einen Freund geschenkt hatte, den noch keiner von ihnen von Angesicht kannte! Der Briefwechsel blieb natürlich auch weiterhin bestehen.

III.

Martin nahm schnell zu an Verständnis und geistlicher Einsicht. Die Bibel war ein geöffneteres Buch für ihn und seine liebste Begleiterin. Die Freunde in B. mußten sich manchmal über die Briefe wundern, die der einst so unwissende Bauernsohn jetzt schrieb.

Schon lang hatten sie gewünscht, ihren fernen Freund einmal von Angesicht kennen zu lernen. Aber es dauerte jahrelang, bis der Wunsch in Erfüllung ging. Da es ihnen längst klar geworden, daß Martin mit irdischen Gütern nicht gesegnet war, veranstalteten sie bei einer besonderen Gelegenheit eine Sammlung und sandten ihm den Erlös als Reisegeld.

Und Martin kam. Es waren unvergeßliche Tage für den jungen Gläubigen, der zum erstenmal in seinem Leben mit wahren Gläubigen in persönliche Berührung kam. Der Geist brüderlicher Liebe, der unter den jungen Leuten herrschte, tat ihm gut und gab ihm viel Ermunterung. Besonderen Eindruck machte auf ihn ein Vortrag über das Thema: „Ich habe euch, Jünglinge, geschrieben, weil ihr stark seid und das Wort Gottes in euch bleibt und ihr den Bösen überwunden habt“. An Hand dieses Wortes legte der Sprecher dar, wie der gläubige junge Mann Gelegenheit habe und sie suchen müsse, um das Wort auch anderen nahe zu bringen, und

ferner, wie Gott auch junge Leute zu Seinem Dienst unter die Heiden berufe.

Martin hatte schon lang angefangen, in seinem Dorfe von Gottes großer Liebe zu zeugen, und sich dadurch manche Feindschaft zugezogen. Auch in seinem Elternhause war er anfänglich ernstlichem Widerstand begegnet, aber mit der Zeit hatten sein Wandel und freundliches Wesen diesen überwunden, und wenn man ihm auch nicht zustimmte, so legte man ihm doch keine Hindernisse in den Weg. Und schon waren einige im Dorfe, deren Augen sich öffneten für das wahre Licht. Als Martin nun in B. den Vortrag über die Aufgaben des gläubigen Jünglings hörte, gewannen Gedanken, die schon lange in seiner Brust geschlummert hatten, feste Form. Sollte der Herr, der ihn errettet und bisher so freundlich geführt hatte, nicht ihn in Seinem Dienst haben wollen? Sollte er nicht zu den Heiden gehen? Vorläufig sprach er jedoch mit niemand über diese Gedanken. Noch war er daheim nicht zu entbehren. Sein Vater war alt und sein Bruder Soldat.kehrte dieser erst wieder nach Hause zurück, so ließ sich eher über seine Wünsche und Pläne reden.

Wieder sind einige Jahre vergangen, und wieder befinden wir uns in B. — Diesmal aber finden wir nicht nur die jungen Leute unter sich versammelt, auch viele ältere Personen sind zugegen, und auf allen Gesichtern liegt ernste Freude. Ein junger Mann steht im Begriff, die weite Reise zu den Heiden anzutreten, und dieser junge Mann ist unser Martin D.

Der Herr hatte alle Hindernisse aus dem Wege geräumt. Derselbe Prediger, dessen Vortrag vor Jahren so tiefen Eindruck auf unseren Freund gemacht hatte, hatte ihm geschrieben, ob er nicht den Ruf in sich fühle, dem Herrn unter den Heiden zu dienen, und freudig hatte er zugestimmt. Nach der Entlassung seines Bruders aus dem Heeresdienst hatte Martin die Eltern um ihre Erlaubnis, sich ganz dem Dienst des Herrn widmen zu dürfen, gebeten, und die Eltern hatten, wenn auch zögernd, ihre Einwilligung gegeben. Und heute war die Stunde gekommen, wo er die Reise in das ferne Land antreten sollte. Gerade hatte der oben erwähnte Prediger wieder eine Ansprache gehalten, an deren Schluß er Martin bat, den Versammelten seine Bekehrungsgeschichte zu erzählen.

Martin weigerte sich nicht, zur Ehre des Herrn mitzuteilen, wie der Traktat das Mittel gewesen war, ihn mit den jungen Gläubigen in B. in Verbindung zu bringen. Er schilderte den interessanten Briefwechsel, mit einem Wort, er erzählte die Geschichte, die unsere Leser eben gehört haben, und die auch vielen der Anwesenden bereits bekannt war.

„Und nun muß ich noch erzählen“, fuhr der Prediger fort, nachdem Martin zu Ende war, „wie der Traktat nach A. gekommen ist. Eine junge Schwester, die heute auch in unserer Mitte ist, weilte damals in A. bei ihrer Großtante und verteilte bei dieser Gelegenheit Traktate. Von ihr stammt jenes Blatt, das durch Gottes wunderbare Führung so Großes gewirkt hat. Und unsere Schwester, die so das Mittel geworden ist, daß unser lieber Bruder den Herrn gefunden hat, will auch ferner-

hin seine Mitarbeiterin sein. Sie ist seine Braut und geht mit ihm hinaus zu den Heiden."

Zum Schluß noch ein Wort über Inspektor v. B. und seine Frau. Im Laufe der Jahre war in ihrem Hause manches anders geworden. Frau v. B. hatte den Herrn gefunden. Annas stilles, treues Zeugnis war der Anlaß dazu gewesen. Auch Herr v. B. dachte jetzt ganz anders über wahres Christentum als früher. Und wenn er auch noch nicht zum Glauben gekommen war, so war doch sein ehemaliger Widerstand gänzlich geschwunden, ja, er hatte selbst nichts dagegen, daß seine Anna den jungen Missionar und einstigen armen Bauernsohn als Gattin begleitete in ein fernes, wildes Land. Gottes wunderbare Führungen hatten selbst dieses harte Herz weich gemacht.

„Sammelt euch Schätze im Himmel!“

Von dem reichen König Krösus von Lydien berichtet die Sage, er sei sehr ärgerlich geworden, als der weise Solon von Athen ihm sagte, kein Mensch könne vor seinem Tode glücklich gepriesen werden. Als Krösus später aber, von Cyrus gefangen genommen, den Feuertod erleiden sollte, alsdann wurde dem unglücklichen Manne die Wahrheit dieses Ausspruchs furchtbar klar, und angesichts des schrecklichen Todes rief er klagend den Namen des weisen Mannes. Die Erzählung



ist zweifellos erfunden, aber viel Wahres liegt in dem angeblichen Wort des Athenischen Gesetzgebers.

Die Geschichte des Ferdinand Cortez von Spanien, dessen Bild wir heute bringen, ist auch ein Beispiel von der Wahrheit des Solon'schen Ausspruchs. Nachdem es diesem Manne gelungen war, durch Tapferkeit, Umsicht und Tatkraft, Eigenschaften, die allerdings mit Grausamkeit und Herrschsucht gepaart gingen, das große und reiche Mexiko zu erobern und damit Spaniens Macht und Reichthum ins Ungemessene zu steigern, fiel er in den späteren Jahren seines Lebens bei seinem König in Ungnade. Sein Leben endete in Einsamkeit und Bitterkeit. Er hatte Schätze gesammelt, aber in einem Lande, wo Motte und Rost verderben. Nicht einmal für dieses Leben hatten die gesammelten Reichthümer genügt, geschweige denn für die Ewigkeit.

Noch einen Namen möchte ich neben Ferdinand Cortez nennen, einen Großen aus jüngster Zeit. Ich meine unseren ehemaligen Kaiser. Hatte dieser Mann nicht auch Gelingen in vielen Dingen, schien er nicht auch ein Kind des Glücks? Aber wie unsäglich traurig ist das Ende! Heimatlos und flüchtig! Ja, das Glück dieser Welt zerfliehet wie Spreu vor dem Winde. So war es in der alten und ältesten Zeit, so ist es heute noch.

„Sammelt euch Schätze im Himmel!“ sagte einst der Herr des Himmels und der Erde. Was sind denn das für Schätze? O es ist nicht Reichthum, nicht Ansehen, nicht Ehre bei den Menschen. Lies die Seligpreisungen im Anfang von Matth. 5. Da hast du eine Aufzählung dieser Schätze. Und

glücklich werden die gepriesen, die sich diese Schätze als ihr ewiges Teil erwerben. Auch der Apostel Paulus redet in seinen Briefen von solchen Schätzen. Er schreibt seinem Kinde Timotheus: „Die Gottseligkeit mit Genügsamkeit ist ein großer Gewinn“, und fährt dann fort: „Strebe nach Gerechtigkeit, Gottseligkeit, Glauben, Liebe, Ausharren, Sanftmut des Geistes“! (Vergl. 1. Tim. 6, 6. 11.) Das sind Schätze, die Ewigkeitswert haben, und schon hier auf Erden werden diese Dinge für den, der sie übt, eine Quelle des Segens und der Freude. Denn sie sind himmlischer Natur. Aber nur ein Kind Gottes vermag sie auszuüben. Der Mensch von Natur kann es nicht; er kann sich keine Schätze im Himmel sammeln. Er ist in Gottes Augen zu jedem Guten untauglich, ein Ungerechter und Unverständiger. (Vergl. Röm. 3, 10—18.) Was er zu tun hat, ist, sich mit Gott versöhnen zu lassen, und das kann allein geschehen durch Jesum Christum. Wer an Jesum, den Mensch gewordenen und für den Menschen gestorbenen Sohn Gottes, glaubt, der empfängt Vergebung seiner Sünden, ewiges Leben und damit auch die Fähigkeit, Schätze im Himmel und für den Himmel zu sammeln.

Hast du gewählt?

Hast du gewählt, mein lieber Leser? Wählen mußst du, und was hast du gewählt? Vergnügungen, Geld, Ehre, Ansehen, Wissen? Strebst du nach Idealen, nach einem Leben im Dienst der Menschheit, der Nächstenliebe, der Religion? Oder hast

du Christum gewählt? Bedenke: Für Gott ist einzig und allein dein Verhältnis zu Christo ausschlaggebend. Er hat Seine Wonne an Ihm, Seinem geliebten Sohne. An Ihm allein hat Er Wohlgefallen gefunden. Die Welt kannte Ihn nicht, als Er auf Erden weilte. Ihre Sprache lautete: „Dieser ist der Erbe; kommt, laßt uns Ihn töten!“ Sie erblickte nichts Anziehendes in Ihm. Seine Worte der Gnade, Seine Wege der Liebe, Seine Sanftmut und Demut machten keinen Eindruck auf sie. Die Welt wollte nichts von Ihm wissen. „Nicht diesen, sondern den Barabbas!“ schrieen die Menschen. „Hinweg mit diesem! Kreuzige, kreuzige Ihn!“ Das ist furchtbar ernst, aber es ist die Wahrheit. Deswegen frage ich dich, mein lieber Leser: Was bildet die Freude deines Herzens? Du kannst nicht zwei Herren dienen. Entweder ist Christus dein Herr, oder ein anderer. Wen hast du gewählt?

Die Erwählung eines anderen Herrn als Christus bedeutet aber die Verwerfung Christi. Die, welche Barabbas wählten, verwarfen Christum. Das ist eine zweite ernste Tatsache. Wenn man die Welt wählt, verwirft man Christum. Das eine schließt das andere aus. Der Herr mußte bei einer Gelegenheit zu den Juden sagen: „Ihr wollt nicht zu mir kommen, auf daß ihr Leben habet“. Indem sie die Welt wählten, verwarfen sie Jesum, verwarfen das Leben.

Darum noch einmal: Hast du Jesum gewählt? Zu welcher Religion du dich bekennst, ist unwichtig. Aber kennst du Jesum? Kannst du von Ihm sagen: „Das ist mein Geliebter, und

das mein Freund!" — „alles an Ihm ist lieblich!" wie die Braut im Hohenlied? (Kap. 5, 16.) Du kannst es, wenn dein Herz Ihn gewählt hat, wenn du Ihn angenommen hast als den Heiland, den Gott uns gesandt hat zu unserer Erlösung. (Vergl. 1. Joh. 4, 9. 10.)

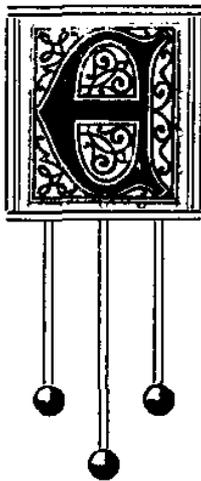
Wohl dem, der Jesum gewählt hat! Moses verwarf einst die Ehre dieser Welt und ihre sündigen Vergnügungen. Weshalb? Weil er etwas Besseres hatte. Als ein Mann des Glaubens machte er sich lieber eins mit den armen, unter ihren grausamen Fronbögen seufzenden Ziegelarbeitern, weil sie das Volk Gottes waren, als daß er die Genüsse und Annehmlichkeiten des königlichen Hofes gewählt hätte. Er wollte lieber mit dem Volke Gottes Ungemach leiden, als die zeitliche Ergötzung der Sünde haben. Warum? „Er schaute auf die Belohnung.“

O über die Torheit der Menschen, welche die flüchtigen Vergnügungen der Sünde der ewigen Herrlichkeit vorziehen. Aber was tut Gott? Er hört nicht auf, die frohe Botschaft von dem gegenwärtigen und ewigen Heil verkündigen zu lassen, eine Botschaft, die auch dem tiefst gesunkenen Sünder zuruft: „Wer an Ihn glaubt, geht nicht verloren, sondern hat ewiges Leben“. Aber ach! wie mancher wird einst das furchtbare Wort hören müssen: „Weil ich gerufen und ihr euch geweigert habt, . . . so werde auch ich bei eurem Unglück lachen, werde spotten, wenn euer Schrecken kommt.“ (Spr. 1, 24—26.)

Lieber Leser, wen hast du gewählt?



Vom Koran zur Bibel.



Es sind schon viele Jahre her, daß zwei christliche Freundinnen, die in einer Vorstadt Londons wohnten, sich im Namen ihres Meisters vornahmen, nach ihrem Vermögen etwas für die wichtige Sache der Bibelverbreitung zu tun. Das Wort Gottes war ihnen selbst zu einem unversiegbaren Born des Friedens und der Freude geworden. Sollten sie da nicht suchen, auch andere zu dieser Quelle zu führen?

Sie begannen damit, den Stadtteil, in dem sie wohnten, Haus für Haus zu besuchen und den Bewohnern Bibeln oder Testamente zum Kauf anzubieten. Eines Tages waren sie wieder unterwegs. In einem Hause öffnete auf ihr Klopfen ein junger Mann die Tür. Er hatte ein Buch in der Hand. Sie teilten ihm den Zweck ihres Kommens mit, aber mit spöttischem Lächeln antwortete der junge Mann:

„Ich lese gerade im Koran*), und das ist doch auch ein gutes Buch. Meinen Sie nicht?“

*) Das Religionsbuch der Mohammedaner.

„Umsomehr sollten Sie dann die Bibel lesen“, versetzte eine der beiden Freundinnen.

Damit holte sie einige hübsch gebundene Neue Testamente und Bibeln aus ihrer Tasche hervor. Der junge Mann wollte aber von einem Kauf nichts wissen. Doch die beiden Freundinnen ließen sich nicht so schnell abweisen. Bescheiden, aber ernst suchten sie den Jüngling von dem unschätzbaren Wert des göttlichen Wortes zu überzeugen und baten ihn eindringlich, mit dem Lesen desselben wenigstens einen Versuch zu machen. Er versicherte ihnen, er sei kein Ungläubiger, gehöre aber zur katholischen Kirche, und schon aus diesem Grunde könne ihr Besuch ihm nicht angenehm sein. Mit den Zielen der Bibelgesellschaft wolle er nichts zu tun haben.

Mit diesem Bescheid mußten die Freundinnen sich entfernen. Keineswegs entmutigt durch die erfahrene Zurückweisung, setzten sie aber ihre Besuche bei dem jungen Manne fort, und ihre erstaunliche Beharrlichkeit machte einen solchen Eindruck auf ihn, daß er sich endlich bewegen ließ, eine Bibel zu kaufen. „Es ist das Wort Gottes, das wir in Ihre Hände legen“, mit diesen Worten überreichten sie ihm das Buch. „Alles, was wir von Ihnen erbitten, ist, daß Sie es mit Aufmerksamkeit lesen.“

Der junge Katholik begann zu lesen. Zum erstenmal in seinem Leben las er die Heilige Schrift, und er las sie mit Aufmerksamkeit. Je mehr er sich in den Inhalt vertiefte, desto mehr wurde er von der Wahrheit dieses Wortes überzeugt. Was war dagegen der Koran? Zwar entbrannte in

seinem Herzen ein immer heftigerer Kampf, bei dem die alten, überkommenen Vorurteile und Irrtümer mit dem Licht, das ihm aus dem göttlichen Wort entgegenstrahlte, um den Sieg stritten; aber immer mehr erwies dieses Licht seine siegende Kraft. Nicht lange währte es, da fühlte er das Bedürfnis, das Evangelium predigen zu hören. Gelegenheit dazu fand sich schnell. Gläubige Männer verkündigten gerade in einem Saale unweit seiner Wohnung die liebliche Botschaft von Jesu Christo, dem Heiland der Sünder. Aus ihrem Munde vernahm er, was ein Mensch tun muß, um errettet zu werden. Monate vergingen. Der göttliche Pflug zog tiefe Furchen durch sein Herz. Der gute Same fiel in wohl zubereiteten Boden, und er ging herrlich auf. Der junge Mann glaubte von ganzem Herzen. Seine Belehrung war gründlich. Und nicht nur an ihm erwies sich die göttliche Gnade, sondern auch an seiner bei ihm wohnenden Mutter.

Um die Zeit, als er die Bibel aus der Hand der zwei Freundinnen empfing, hatte er die Absicht gehabt, sich als Lehrer an einer Schule zu betätigen. Aber das Wort Gottes, das jetzt mehr und mehr seiner Seele Speise und seines Lebens Inhalt wurde, weckte neue Gefühle und Wünsche in seinem Innern und brachte andere Entschlüsse zur Reife. Er fühlte ein starkes Verlangen, dem Herrn, der sich ihm so wunderbar geoffenbart und so Großes an ihm getan hatte, jetzt auch in Liebe und Dankbarkeit zu dienen. Das Wort des Lebens, das ihn selbst vom Tode errettet und ihm ewiges Leben geschenkt hatte in Christo Jesu, wollte er auch anderen verkündigen. Nachdem er selbst durch den

Dienst seiner Mitmenschen auf den Weg des Heils geführt worden war, wollte er auch anderen ein Wegweiser nach Golgatha werden.

Doch lehren wir noch einmal zu den beiden Freundinnen zurück. Den jungen Mann, dem sie einen so großen Liebesdienst erwiesen hatten, verloren sie aus den Augen, und ihre eigenen Lebenswege liefen bald auseinander. Beide verließen London. Die eine verheiratete sich mit einem Manne, der irgendwo in England wohnte, und die andere ging als die Frau eines Missionars nach Indien.

Im Jahre 1844 reiste der bekannte Missionar Weitbrecht mit seiner Frau von Bardwan in Bengalen, wo er für den Herrn arbeitete, für einige Tage nach Kalkutta, um dort Besuche bei Freunden zu machen. Eines Abends wohnten die Gatten dem Vortrag eines anderen Missionars bei. Dieser sprach in überzeugender, allgemein verständlicher Weise von den Irrtümern der verschiedenen Religionen im Gegensatz zu dem einfachen Christentum. Unter anderem verbreitete er sich auch über die mancherlei Irrtümer in der katholischen Kirche und fügte hinzu, daß er mehr als mancher andere zu einem Urteil befähigt sei, weil er selbst lang in den Vorurteilen der katholischen Kirche befangen gewesen sei. Erst Gottes wunderbare Wege hätten ihn zur Erkenntnis der Wahrheit gebracht. Der erste Lichtstrahl sei ihm in die Seele gedrungen beim Lesen einer Bibel, die ihm einmal von zwei jungen Mädchen in London buchstäblich aufgenötigt worden sei. Aus diesem teuren Buche habe er seit

der Zeit alles Licht, alle Kraft und allen Frieden geschöpft, wonach sein Herz früher vergeblich geschmachtet habe.

Nach Schluß des Vortrags wurde Missionar Weitbrecht mit seiner Frau dem Redner vorgestellt. Merkwürdigerweise schien dieser tief bewegt zu werden, als er die beiden begrüßte. Lang und ernst ruhte sein Blick auf Frau Weitbrecht, und eine Rührung, der er vergeblich Herr zu werden suchte, malte sich auf seinem Antlitz. Schließlich traten Tränen in seine Augen. Er ergriff die Hand von Frau Weitbrecht und sagte:

„Mehr als allen anderen, die hier sind, habe ich das Recht, Ihnen die Hand zu drücken, denn Sie sind die Dame, die mir einst die Bibel ins Haus brachte, deren Lesen für mich so reich gesegnet gewesen ist.“

Im ersten Augenblick erkannte Frau Weitbrecht den Sprecher nicht wieder. Aber einige Neben-umstände, an die dieser sie erinnerte, überzeugten sie bald, daß der Mann, der da vor ihr stand, wirklich derselbe war, den sie viele Jahre zuvor mit dem Koran in der Hand angetroffen hatte.

Die Begegnung blieb allen, die Zeuge davon sein durften, unvergeßlich. Sie war ihnen eine Ermunterung und ein neuer Beweis von dem Wundertun Gottes.

Uns aber erinnere diese einfache Begebenheit aufs neue daran, welch eine wunderbare Kraft dem Worte Gottes innewohnt. Denen, die verloren gehen, ist es zwar Torheit, „uns aber, die wir errettet werden, ist es Gottes Kraft“. (Bergl. 1. Kor. 1, 18.)

Ein Krankenbesuch.

„In einer Weise redet Gott, und in zweien, ohne daß man es beachtet. Im Traume, im Nachtgesicht, wenn tiefer Schlaf die Menschen befällt, im Schlummer auf dem Lager: dann öffnet Er das Ohr der Menschen und besiegelt die Unterweisung, die Er ihnen gibt, um den Menschen von seinem Tun abzuwenden, . . . daß Er seine Seele zurückhalte von der Grube, und sein Leben vom Kennen ins Geschloß.“
(Hiob 33, 14—18.)

„Hier in der Nähe wohnt eine junge Frau, die sehr krank ist. Sollen wir die nicht einmal besuchen?“ fragte mich neulich ein Freund. „Es wird ihr Freude machen. Wie es scheint, hat sie nicht mehr lange zu leben.“

Ich war einverstanden, und so machten wir uns am nächsten Morgen auf den Weg. Die Kranke wohnte in einem Dörfchen am Fuß des Westerwalds. Ich wünschte, alle Kinder gläubiger Eltern, die ihren Weg in Gleichgültigkeit und Sorglosigkeit gehen, wären an jenem Morgen bei uns gewesen. Manche hätten vielleicht einen bleibenden Eindruck empfangen.

Die Kranke begrüßte mich mit freundlichem Lächeln. Sie reichte mir ihre bleiche, abgezehrte Hand und sagte:

„Sind Sie der Evangelist, der diesen Winter in B. das Evangelium verkündigt hat? Das freut mich aber sehr, daß Sie mich besuchen.“

Ich drückte ebenfalls meine Freude aus, sie zu sehen, und erkundigte mich dann nach ihrem Befinden.

„O mir geht es sehr gut. Ich werde zwar nicht mehr lang leben, aber das ist nicht schlimm. Die Hauptsache ist: Ich weiß, daß der Herr Jesus für mich gestorben ist. Er hat alle meine Sünden hinweggetan, und ich freue mich darauf, Ihn, der mich so geliebt hat, bald zu sehen.“

„Wollen Sie mir nicht erzählen, wie Sie zu diesem Glück gekommen sind?“ fragte ich.

Sie nickte und erzählte folgendes:

„Schon bei der ersten Versammlung, die Sie hielten, war ich zugegen. Auf dem Heimwege — ich hatte eine halbe Stunde zu gehen — dachte ich über das Gehörte nach. Es hatte mich ganz unglücklich gemacht, und ich sagte mir: „Da gehst du nicht mehr hin“. Aber am nächsten Tage ging ich doch wieder. Je näher die Stunde rückte, desto unruhiger wurde ich, und als es Zeit war zu gehen, bat ich einen alten Oheim, mich zu begleiten, was er auch bereitwillig tat. Das Ergebnis des Abends war das gleiche. Ich ging nach Hause mit dem Vorsatz, die Versammlungen nicht mehr zu besuchen. Merkwürdigerweise trieb mich aber auch am dritten Tage eine unerklärliche Macht, meinem Vorsatz untreu zu werden. Wieder ging ich hin. Es war der Heiland, der mich retten wollte. An diesem Abend hörten wir, wie der Herr Jesus den Blinden vor dem Tore Jerichos heilte. Diesmal lehrte ich nach Hause zurück mit dem Entschluß: So wie der Blinde es gemacht hat, will auch ich es machen. Ich will mich da-

heim auf die Kniee werfen und rufen: „Herr Jesus, erbarme dich meiner!“ So hatte ich es vor, aber ich tat es doch nicht. Ohne gebetet zu haben, legte ich mich zu Bett.“

Die Kranke machte eine Pause. Nicht ohne Bewegung konnte sie daran zurückdenken, wie gleichgültig und verstockt sie gewesen war, wie schwer sie es der suchenden Liebe Gottes gemacht hatte. Nachdem sie sich beruhigt hatte, fuhr sie fort:

„Auch am vierten und fünften Abend ging ich zur Versammlung. Wieder faßte ich gute Vorsätze, aber dabei blieb es. Meine liebe Mutter sank an ihrem Bett auf die Kniee nieder und schrie zum Herrn, und ich? — Ach, wie hart, wie kalt und unbeugsam ist doch das menschliche Herz! Wie stark ist der Teufel, der einen nicht loslassen will! Auch an dem fünften Abend legte ich mich zu Bett, als ob nichts geschehen wäre, als ob es kein Evangelium gäbe, dessen ernste und freundliche Stimme ich in diesen Tagen so oft gehört hatte. Aber Gott, der nicht den Tod des Sünders will, kam mir zu Hilfe. Daß ich verloren war, wußte ich, auch, daß ich bekehrt werden mußte, und dennoch blieb ich, wie ich war. An diesem letzten Abend hatte ich wohl gebetet, ehe ich einschlief, aber nicht mit dem Gebet eines zerشلagenen Sünders, der zu Gott um Hilfe schreit. Da träumte ich. Es war ein schrecklicher Traum, und nur mit Schaudern kann ich daran zurückdenken. Ich sah neben meinem Bett einen offenen Sarg stehen. Zu meinen Häupten und Füßen stand je ein Mann. Plötzlich ergriffen mich die beiden Männer, hoben mich auf und legten mich in den Sarg. O es war schrecklich! Aus

tieffter Herzensangst schrie ich zu Gott, und wieder und wieder kam es verzweiflungsvoll über meine Lippen: „Ich bin ja noch nicht belehrt! Ich gehe ewig verloren!“ Eben wollte man den Deckel auf den Sarg legen, als ich mit einem Verzweiflungsschrei erwachte. Ich war in Schweiß gebadet. Meine Mutter war durch mein Stöhnen ebenfalls wach geworden und fragte mich, was mir sei. Ich gab keine Antwort. Gott redete mit mir, das fühlte ich, und mit Ihm mußte ich zunächst in Ordnung kommen. Ich sprang aus dem Bett, warf mich auf die Kniee und rief so lang zu Gott, bis ich glaubend nach Golgatha blicken konnte. Da zog tiefer, göttlicher Friede in mein Herz ein.

„Kurz nach meiner Belehrung habe ich mich verheiratet. Mein lieber Mann wandelt auch auf dem schmalen Pfade. Nicht sehr lange nach der Hochzeit wurde ich ernstlich krank, und ich habe mich nicht wieder erholt. Ich fühle, wie meine Kräfte täglich abnehmen. Doch ich freue mich, ein Schäflein Jesu zu sein. Bald darf ich meinen Heiland sehen.“

Die Kranke schwieg erschöpft. Ihre alte Mutter, eine Witwe, die im Zimmer war, trocknete die Tränen, die ihr während der Erzählung der Tochter unablässig über die Wangen gelaufen waren, und sagte: „Der Herr hat alles wohl gemacht“.

Wir aber gingen heim, einerseits betrübt im Gedanken an die Trauer, die bald ihren Einzug in dieses Haus halten würde, andererseits aber Gott lobend und preisend für Seine Gnade, die Er an dieser Kranken so groß gemacht hatte.

Das schönste Grabmal der Welt.

Es ist nicht so bekannt wie die Pyramiden Ägyptens, die Begräbnisstätten der Pharaonen und uralten Zeugen einer längst verschwundenen Herrlichkeit. Es ist auch nicht so alt wie diese. Aber an Schönheit und Pracht nimmt wohl kein Mausoleum der Erde es mit ihm auf.

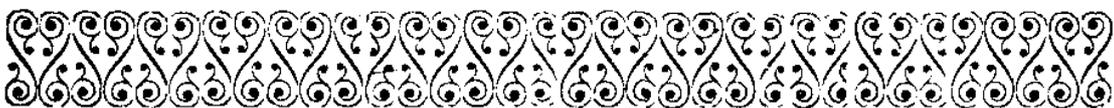
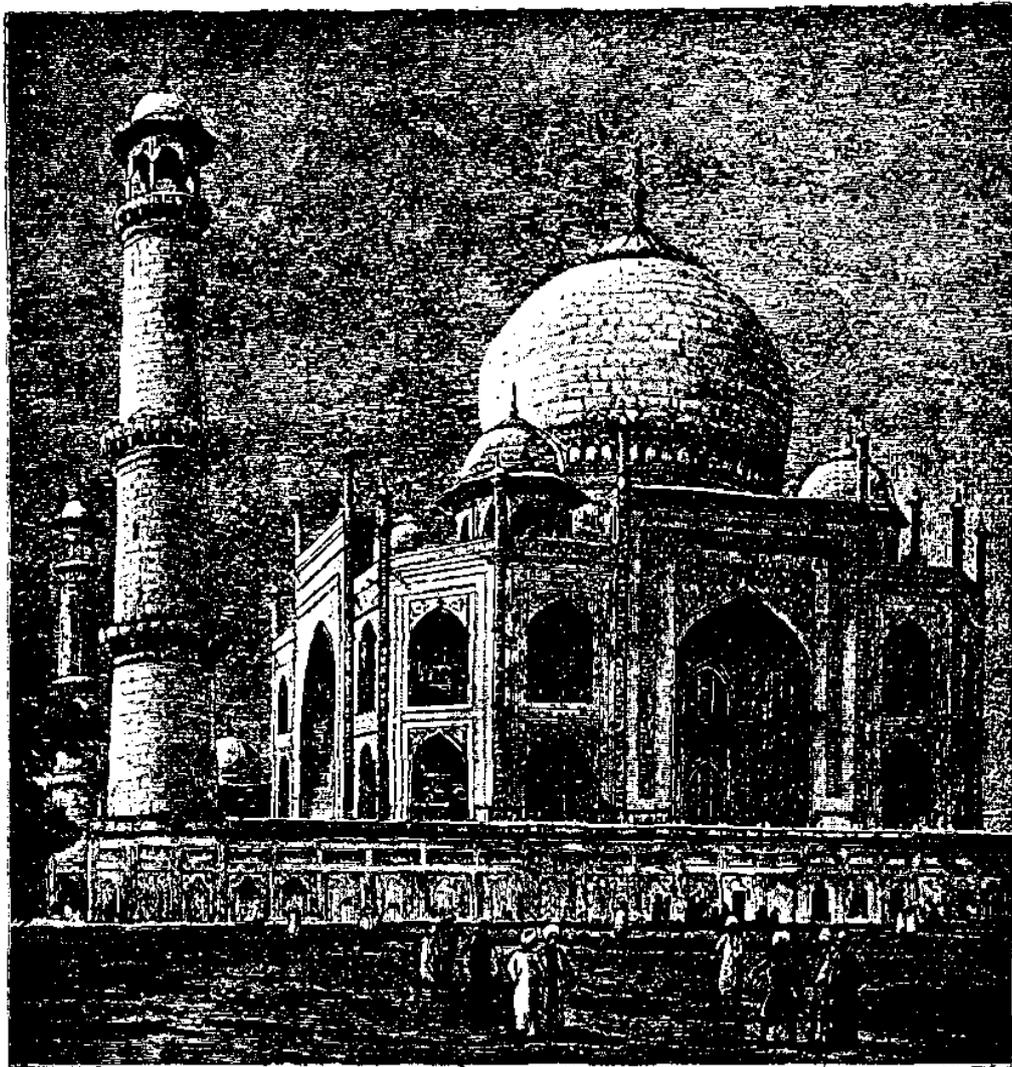
Das Gebäude, von dem unser Bild eine nur armselige Vorstellung gibt, liegt in der Nähe der indischen Stadt Agra auf einer unmittelbar am Flussbett der Dschamna emporsteigenden Marmorterrasse. Es heißt Tadsch, d. i. Krone, und mit Recht, denn es ist zweifellos das erhabenste und schönste Denkmal der orientalischen Baukunst. Nach der Beschreibung aller Reisenden, die den Tadsch gesehen haben, ist es unmöglich, seine Schönheit auch nur annähernd in Bildern oder Worten wiederzugeben. Der Tadsch ist ein etwa 70 Meter hohes Bauwerk, in Gestalt einer Moschee, die von vier Minarets (Türmen) umgeben ist. Er ist, mit Ausnahme der aus rotem Sandstein bestehenden Grundmauern, vollständig aus weißem Marmor erbaut. Zur Unterbrechung der Einförmigkeit ist aber das Innere mit Simsen, Steinguirlanden und dergl. aus braunem, violetterem und schwarzem Marmor geschmückt. Außerdem sind überall Edelsteine, Jaspis und Onyx, in Form von Laubgewinden, Blumen und Steinen in den Grund eingelegt. Von feenhafter Pracht ist das Innere, in welchem

in Sarkophagen, die von kunstvollen Marmorgittern umschlossen sind, die Leichen des Erbauers, des Großmoguls Schah Dschahan, und seiner Lieblingsfrau Ardschmand Banu Begam (genannt Muntás = e Mahal, d. i. Auserwählte des Palastes) ruhen. Zu Ehren dieser Gemahlin erbaute der Großmogul den Tadsch, den ein herrlicher Park umgibt, in den Jahren 1629—48.

Kein zweiter Sterblicher hat ein solches Grab oder wird es wohl je haben.

So viel über den Tadsch. Solang er steht, ist er ein Gegenstand der Bewunderung aller Besucher gewesen. Aber er ist — ein Grab. So herrlich er ist, er enthält modernde Gebeine, und all seine Schönheit hilft nicht über den Ernst des Wortes hinweg: „Alles Fleisch ist wie Gras, und alle seine Herrlichkeit wie des Grases Blume“. Wo sind heute die Erbauer des herrlichen Gebäudes? Ein paar Überreste von ihnen mögen noch in den Steinsärgen liegen, aber reden sie von Macht und Herrlichkeit? Gewiß nicht. Und was das Wichtigste ist: Wo ist ihre Seele? Was nützt dem Menschen eine schöne Grabstätte? Sie dient nur zum Verbergen dessen, was darunter liegt. Sie ist ein Mittel, um über die Furchtbarkeit des Todes hinwegzutäuschen.

Wer sich seines Heils in Jesu erfreut, der legt keinen Wert mehr auf ein schönes Grab. Der gläubige Christ weiß, daß alles Irdische vergeht, und daß nur das Ewige Bestand hat. Mag man seinen Leib in die Erde betten oder ins Meer versenken, mag man ihn in einer Weise bestatten, daß kein Mensch mehr etwas von ihm weiß, was kümmert's ihn? Seine Seele ist ja gerettet. Sie



lebt ewiglich. Und wenn einst die letzte Posaune ertönt, dann werden seine sterblichen Überreste, mögen sie sich befinden, wo sie wollen, mit der längst befreiten Seele wieder vereint werden, und in einem neuen, himmlischen Leibe wird er ewig leben.

Wie mancher aber, dessen Leib mit viel Aufwand und großem Pomp in eine prächtige Gruft gesenkt wurde, wird einst, wenn all die Toten auferweckt werden, von Dem, der auf dem großen weißen Thron sitzt, als ein Verfluchter in das „ewige Feuer gesandt werden, das bereitet ist dem Teufel und seinen Engeln“! (Vergl. Matth. 25, 41; Offbg. 20, 11—15.)

Wo ist die schönste Grabstätte? Da, wo ein Gläubiger begraben liegt, der „in Christo“ entschlafen ist. Denn für einen solchen ist „der Tod verschlungen in Sieg“. Für ihn bedeutete der Tod den Eingang ins Paradies. Wer an Jesum geglaubt hat, der „lebt, auch wenn er gestorben ist“.

Der Einbrecher.

Es war Nacht. In einer der ersten Straßen Neu-Yorks stand ein prächtiges Haus. Es war zur Zeit leer, denn die Bewohner hatten einige Wochen zuvor ihren Sommerfizz auf dem Lande bezogen.

In diesem Hause „arbeitete“ der Einbrecher. Er kannte es genau. Er wußte, wo man Licht machen konnte, ohne daß es von außen zu sehen

war. Er mußte auch, wie die Tür zum Zimmer des Hausherrn am einfachsten zu öffnen war. Gerade war er damit beschäftigt, den Schreibtisch zu erbrechen.

Es war eine abscheuliche Tat, denn der Einbrecher war niemand anders als ein Sohn des Hauses.

Ein verlorenes, sündiges Leben! So konnte in Wahrheit von diesem Sohne gesagt werden. Weder die ernstesten Warnungen des Vaters noch die flehentlichen Bitten der Mutter hatten einen Eindruck auf ihn zu machen vermocht. Schließlich war die Mutter gestorben. Die Verdorbenheit des Sohnes hatte ihr das Herz gebrochen. Später hatte er das Haus verlassen. Sie scheuten ihn ja doch alle „wie die Pest“, seine Brüder, seine „tugendhaften“ Schwestern. Und die ewigen Ermahnungen des Vaters waren auf die Dauer auch nicht zu ertragen. Schlechte Freunde hatten das Ihrige getan, um seinen Kopf noch mehr zu verwirren und den Aufruhr in seinem Innern gegen Vater und Geschwister aufs äußerste zu steigern. Sicher würde sein Vater ihn enterben. Das amerikanische Gesetz gab ihm dazu die Macht. Aber sie würden an seiner Stelle schon wissen, was zu tun sei.

Nun, er mußte es auch. Holen wollte er sich, was ihm widerrechtlich genommen werden sollte, und so griffen seine gierigen Hände in die Schubladen des väterlichen Schreibtisches.

Ha! was war das? Eine Abschrift des Testaments? Er hielt einen großen, länglichen Briefumschlag in Händen. Mit großen, steilen Schriftzügen stand darauf geschrieben: „Abschrift

des Testaments!“ Die Handschrift kannte er. Sie war von einem Notar. Ein Datum war auch beigefügt. Danach mußte das Testament kürzlich, etwa eine Woche nach der letzten heftigen Auseinandersetzung mit seinem Vater, aufgesetzt worden sein.

Die Augen des Sohnes schauten hart und grimmig, als er das Testament zu lesen begann. Aber schon bald nahm sein Gesicht einen anderen Ausdruck an.

„Mein geliebter Sohn Eduard“, stand da zu lesen, „soll sein Kindesanteil unverkürzt erhalten. Ich will, daß seine Brüder und Schwestern ihn in Liebe aufnehmen, sollte er einst zurückkehren von seinen Verirrungen. Sie sollen ihm sagen, daß ich meinen Jungen liebgehabt habe bis zu meinem letzten Seufzer.“

Der Einbrecher saß da verwirrt und niedergeschmettert. Mit weitgeöffneten Augen starrte er auf das merkwürdige Testament in seiner Hand. Wie ein Blitzstrahl ging ihm die Erkenntnis darüber auf, welch ein erbärmlicher Schurke er war, wie völlig unwert der Liebe eines solchen Vaters. O hätte er nur die Schande dieser Nacht von sich abwaschen können! Aber es war nicht mehr möglich. Der erbrochene Schreibtisch redete eine zu deutliche Sprache. Eine Viertelstunde nach der anderen verging. Verzweiflung wühlte in dem Herzen des schuldbeladenen Sünder. Und wer weiß, welch einen Ausgang die Sache genommen hätte, wenn der Herr in Seinem Erbarmen diesem Verlorenen nicht zu Hilfe gekommen wäre? Aber nicht umsonst war in diesem Hause gebetet, nicht

umsonst Gottes Wort gelesen worden. Eduard brach in Tränen aus, sank auf die Kniee und — betete.

Am folgenden Morgen sandte er ein Telegramm an seinen Vater mit dem dringenden Ersuchen, ihn sprechen zu dürfen.

Die Versöhnung war vollkommen. Die Liebe des Vaters hatte das harte Herz des Sohnes gebrochen, und er wurde ein anderer Mensch.

Erinnert diese Geschichte nicht an die Liebe Gottes, des Vaters? Welch ein Testament hat Er aufgestellt, eine Urkunde Seiner göttlichen Liebe, die dem bußfertigen Sünder, mag er noch so böse und verworfen sein, Gnade und ewiges Leben anbietet auf Grund des Opfertodes Seines für Sünder dahingegebenen eigenen Sohnes!

Sollte diese Liebe nicht auch dein Herz brechen, mein lieber, unbelehrter Leser?

Auf der Suche nach Wahrheit.

„Wir suchen Wahrheit!“ so kann man oft die Gelehrten dieser Welt sagen hören. Damit sprechen sie ihrer Weisheit selbst das Urteil, denn sie bekunden mit diesen Worten, daß sie die Wahrheit nicht besitzen. Was bildet denn nun den Inhalt ihrer Reden und Schriften? Sicherlich nicht die Wahrheit. Der ungläubige Gelehrte behauptet zwar, nach Wahrheit zu suchen; in sehr vielen Fällen will er aber im Grunde nichts von ihr wissen. Ja, er gibt sich alle Mühe, sie denen zu nehmen, die sie haben.

Nie kann der Unglaube die Wahrheit geben. Er kann sie nur nehmen. Ein Lehrer kann unmöglich seinem Schüler das beibringen, was er selber nicht hat.

Aber gibt es denn überhaupt Menschen, die die Wahrheit besitzen? „Ausgeschlossen!“ antwortet der Ungläubige. „Professor H. und J. und eine Menge der ersten Geister suchen seit Jahr und Tag nach Wahrheit, und keiner wagt zu behaupten, sie gefunden zu haben.“ Aber was sagt die Heilige Schrift? „Das Gesetz wurde durch Moses gegeben; die Gnade und die Wahrheit ist durch Jesum Christum geworden.“ (Joh. 1, 17.) „Das Wort ward Fleisch und wohnte unter uns . . . voller Gnade und Wahrheit.“ (Joh. 1, 14.) „Ich bin der Weg und die Wahrheit und das Leben.“ (Joh. 14, 6.) Hier hören wir, daß die Wahrheit gekommen und geoffenbart worden ist, und zwar geoffenbart in einer lebendigen Person. Aber diese Person, die sich selbst die Wahrheit nennt, hat auch gesagt: „Ich preise dich, Vater, Herr des Himmels und der Erde, daß du dies vor Weisen und Verständigen verborgen hast, und hast es Unmündigen geoffenbart.“ (Matth. 11, 25.) Das gibt zu denken.

Der Unglaube ist nichts Neues unter der Sonne. Als der Herr, der die Wahrheit ist, zu Pilatus, der Ihn Seinen Feinden auslieferte, sagte: „Ich bin dazu geboren und dazu in die Welt gekommen, auf daß ich der Wahrheit Zeugnis gebe“, lautete dessen Antwort voll ungläubigen Zweifels: „Was ist Wahrheit?“ Gerade wie heutzutage. Aber so wie damals gilt auch heute

noch das andere Heilandswort: „Jeder, der aus der Wahrheit ist, hört meine Stimme“. Auch das gibt zu denken.

Wer die Stimme Christi gehört hat, wer Ihn kennt und von Herzen an Ihn glaubt, der hat die Wahrheit. Ein solcher mag noch manches über Ihn, über die Herrlichkeit Seiner Person und die Wunder Seines Werkes zu lernen haben, aber wer Ihn als den Christus, den Sohn Gottes, kennt, der hat die Wahrheit gefunden.

Der Mensch möchte Gott mit seinem Verstand ergründen. Aber das wird ihm nie gelingen. Auf diesem Wege gibt es kein Vorwärtstommen. Hätte es Gott nicht gefallen, sich selbst zu offenbaren, nie würden wir Ihn finden. Aber Er hat Seinen Sohn auf diese Erde gesandt, um den Vaternamen zu offenbaren, um Sein Herz der Liebe kundzutun und den schuldbeladenen Sünder zu Ihm zu bringen.

In Christo erlangen wir die Wahrheit. Wer zu Christo kommt, der erfährt zunächst die Wahrheit über sich selbst, und dann erkennt er, was Christus ist und was Er für die Verlorenen getan hat. Er lernt den Einen kennen, der allein allen Bedürfnissen der Menschenseele zu entsprechen vermag. Gnade und Wahrheit sind durch Ihn geworden. Gnade bedarf der Sünder, aber nicht Gnade auf Kosten der Wahrheit. Christus mußte leiden, damit durch Seinen Tod ein Weg geschaffen würde, auf dem Gottes Liebe sich an dem sündigen Menschen erweisen konnte. Nun „herrscht die Gnade durch Gerechtigkeit zu ewigem Leben durch Jesum Christum, unseren Herrn“. (Röm. 5, 21.)

Lieber Leser! Wenn du wirklich ein Wahrheitsuchender bist, dann geh nicht zu den Gelehrten dieser Welt, dann bitte nicht menschliche Weisheit um Auskunft. Die Welt hat Gott nicht erkannt, gerade weil sie so weise bei sich selbst ist. Die Weisen hat Gott nicht auserwählt, „sondern das Törichte der Welt hat Gott auserwählt, auf daß Er die Weisen zu Schanden mache“. (1. Kor. 1, 27.)

Die Wahrheit war einst hienieden in der Person Jesu Christi, aber die Welt hat Ihn nicht gewollt. Wie stehst du nun zu Jesu, du persönlich? Glaubst du an den Sohn Gottes? O möchtest du es von ganzem Herzen tun! Dann besitzest du die Wahrheit, „du wirst die Wahrheit erkennen, und die Wahrheit wird dich frei machen“. (Joh. 8, 32.)

„Tut wohl denen, die euch hassen!“

Ein gläubiger Neger in West-Indien, der sich durch sein Betragen das Vertrauen seines Herrn erworben hatte und von diesem zum Aufseher über seine übrigen Sklaven gemacht worden war, mußte eines Tages seinen Gebieter auf den Sklavenmarkt begleiten, um ihm beim Ankauf neuer kräftiger Sklaven behilflich zu sein. Schon war der Kauf abgeschlossen, als das Auge des Schwarzen auf einen alten, gebrechlichen Mann fiel, der zitternd in der Nähe des Verkäufers stand.

„Massa“, rief er eifrig, „diesen Mann wir auch noch müssen kaufen.“

„Warum?“ fragte sein Herr.

„O diesen Mann Massa müssen haben.“

Obwohl der Herr nicht begriff, weshalb sein Aufseher gerade diesen alten Neger kaufen wollte, tat er ihm doch den Gefallen und erstand den Alten für wenige Dollar.

Nicht lange danach wurde der neu Gekaufte krank, und der fromme Neger pflegte ihn mit solch liebevoller Aufmerksamkeit, daß es seinem Herrn auffiel.

„Warum bist du denn so besorgt um den Alten?“ fragte er ihn eines Tages. „Ist er vielleicht dein Vater?“

„Nein, Massa“, war die Antwort.

„Dann vielleicht ein Verwandter?“

„Nein, auch kein Verwandter.“

„Oder ein guter Freund?“

„Nein, auch kein Freund.“

„Ja, was ist er denn?“ fragte der Herr ungeduldig.

„Er mein Feind sein“, erwiderte der Neger ernst. „Dieser Mann mich haben weggeholt von Vater und Mutter, als Tom noch waren kleines Kind, und er mich dann haben verkauft als Sklave. Aber Tom gelesen haben in Gottes Wort: „Wenn deinen Feind hungert, so speise ihn, wenn ihn dürstet, so tränke ihn“. Und deshalb Tom ihn verpflegen wollen, so lange er leben.“

Kopfschüttelnd ging der Herr von dannen. Eine solche Handlungsweise war ihm unverständlich. Kein Wunder! Er kannte Den nicht, der für Seine Feinde in den Tod ging. Kennst du Jhn, mein Leser, und gleichst du jenem Neger?

Die Weisen aus dem Morgenlande.

Fernentwegt, durch Fluß und Wälder
 Und durch Nacht und Wüstengrauen
 Ist der Weisen Zug gegangen,
 Denn es trieb sie das Verlangen,
 Jakobs Stern und Heil zu schauen.

Niemand wußte um den Retter.
 Lächelnd wurden sie verachtet.
 Doch sie folgten ihrem Sterne,
 Gilten vorwärts in die Ferne,
 Fanden, wonach sie getrachtet. — —

Willst wie sie du Jesum finden,
 Daß Er heile deine Wunden,
 Ach, so laß dich nicht beirren,
 Nicht durch Menschenwort verwirren:
 Eile, bis du Ihn gefunden.

Komm und wirf dich vor Ihm nieder,
 Nenn' Ihm deine Schuld und Sünden,
 Bring' Ihm deine Last und Schmerzen,
 Er vergibt und heilt von Herzen,
 Heute noch sollst du Ihn finden.

Freudig ziehst du dann die Straße,
 Jesus wird dir Stern und Sonne,
 Darfst Ihn deinen Heiland nennen,
 Und lernst Seine Fülle kennen —
 Sel'ge Freude, sel'ge Wonne! —